

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

[Erzählender Teil]

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

### Sepelebauers Mäuse.

Eine Kärntner Bauern-  
schmurre von  
Hans Kerschbaum.



Feinde auf einer alten Feuerpfanne eine wilde Musik machten — trotz alldem war dem Uebel nicht beizukommen.

Also mußte anderswie nachgeholfen werden. Der Sepele ging zum Jäger Bertold nach Radweg und verlangte Wildschaden. Der Jäger Bertold kriegte natürlich jedesmal, so er von Wildschaden etwas hörte, einen Eselszorn, denn er hielt ohnedies jeden G'scherten, der so nahe am Herrenwald hauste, für einen abgeseimten Wilddieb, und das verschmitzte Bäuерle vom Karnberger Graben hatte er überdies im Verdacht, daß zumindest ebenso oft, als Reh' und Hasen Sepelebauers Kraut fraßen, das Bäuерle hinwiederum Reh' und Hasen zum Kraut verzehre.

Sei dem, wie ihm wolle. Entweder war der Sepelebauer ein rechtschaffener Ehrenmann und kein Wilddieb, oder er war wirklich abgeseimt; nachzuweisen war ihm nichts.

Jedoch viel schlimmer als der Wildschaden war für den Sepele das Uebel, das ihm die Mäuse verursachten. Wie oft hat er darüber nachspekuliert, woher die ungewöhnlich vielen Mäuse nur kommen mochten, die sich regelmäßig zu Winters Anfang in seiner zerlemperten Klause einquartierten und dann über Ostern hinaus in Saus und Braus auf seine Unkosten praßten, als ob er bloß der Mäuse wegen angebaut und geerntet hätte.

Bei solchem Spekulieren ist das Bäuерle allemal zu diesem Ende gekommen: der Ulrichsberg müsse hohl sein wie ein leeres Faß und in seinem Innern müsse es nach die Hundert oder gar Tausend Mausester geben. Denn — sagte sich der Sepele — wie wäre es anders möglich, daß, kaum er fünfzig in den Fallen hatte, gleich wieder hundert andere zum Vorschein kommen könnten!

Vorhanden waren die Mäuse in allen heimischen Arten, von der gefräßigen Waldmaus bis zum niedlichen Zwergmäuslein und von der fetten Großmutter bis zum spliternackten Urerkelmäuschen im Nest.

Ein Graus war's und dem Sepele stiegen darob vor Entsetzen manchmal schier die Haare zu Berge. Zu solch argen Zeiten beriet er sich ernstlich mit seiner Frau, ob sie nicht doch lieber das ganze Glump im Stich lassen sollten, bevor die Mäuse nachtschlafenderweile sie selber noch anfielen.

Und geholfen hat einmal nichts. Jede Raße, die das Bäuерle heimgetragen und welcher vermeintlich die Sepelebauerneuse vollig ein Schlaraffenland hätte sein müssen, nahm flugs wieder Reißaus und ließ den Bauer in seiner Verzweiflung sitzen.

Doch als die Not am größten, war die Hilfe am nächsten!

Und das war am Palmsonntag, daß der

hinten im Karnberger Graben, ganz zu-  
oben am Berghang, zunächst dem Wald,  
wo der Hund begraben liegt und die Füchse  
gute Nacht sagen, jaß der Sepelebauer auf  
dem Hütel.

Dar ein armes Hausen da hinten oben im  
Nattenwinkel des Ulrichsberges, das sah man  
gleich an der zerlemperten Keusche und  
den mageren Neckern und den moosverfilzten,  
gräßigen Bergwiesen, denen zu allem sonstigen  
el auch noch der Wald arg zusetzte.

Der Wald griff den Sepelebauer in mehr-  
ere Weise an und überdies mit einem Tuck\*),  
der sich seiner nicht zu erwehren vermochte.  
Unauffällig bohrte er sein Wurzelzeug in  
alles Grund und Boden hinein, so daß das  
dige Bäuерle, wenn es mit seinem mageren  
Gleim den Waldleitenacker zu pflügen hatte,  
oft die Pflugchar an eine der zähen Baum-  
geln geriet, hin und her geworfen wurde,  
ob es betrunken gewesen wäre.

Das war eins. Das andere, was der Wald  
Sepelebauern Zwideres antat, war das,  
er ihm den beflügelten Samen der Fichten  
Föhren, der Buchen und Lärchen mit des  
Hilfe weithin über Feld und Wiesen  
schlechte, was beim Mähen manchen Verdruß  
brachte, weil alle Fingerlang die Sense  
auf ward vomwegen der Baumspießlinge, so  
Saat und Gras herangewachsen.

Und solches mußte sich der Sepelebauer vom  
Wald ruhig gefallen lassen, denn der Wald war  
ihm sein, er war des Herrn Grafen Eigentum.  
Und ein drittes war überdies: wenn des  
Sepelebauern Rüben und Kohlkraut schüchtern  
gedeihen anhuben, kamen des Herrn Grafen  
Hase und Hasen, und das Bäuерle mußte dann  
von seine ganze Fündigkeit aufwenden, um für  
sich und seine Lebens- und Leidensgefährtin,  
Sepelebäuerin, von Rüben und Kohlkraut  
welches zu retten.

Jedoch ungeachtet aller Abwehrmittel und  
obdem daß der Sepelebauer zu kritischer Zeit  
mit seiner Frau Wache hielt, so daß abwechselnd  
mal der Bauer, das andere Mal die Bäuerein  
lebendige Krautscheuchen auf dem Acker  
anden und beim Herannahen ihrer vierbeinigen

\*) Tuck.

Sepelbauer mit seinem Palmbuschen nach Zweifirchen hinüberschnaufte und nebst mehrerer frommen Gedanken auch einen unheiligen im Schilde führte, nämlich den, daß er sich heut justament beim Paulswirten einen „Geist“ kaufen müsse, damit er auf frohere Gedanken komme, denn die Welt war ihm wieder einmal arg zum Verdruß.

Zuerst aber ist er als gerechter Christ in die Kirche gegangen, hat seinen Palmbuschen in die Ecke gestellt und sein altes, dickes Betbüchel aus der Tasche genommen und sich in eine erbauliche Andacht versenkt. Das Drucklesen konnte der Sepele Gott sei Dank passabel; nur mit dem Schriftlesen, worunter er das Geschriebene verstand, haperte es. Geschriebenes zu lesen hat er nie erlernt und das Schreiben selbst, das ihm geradezu eine zauberische Kunst dünkte, hat er sein Lebtag nie begriffen.

Das Fertigliehen einer mehrseitigen Andacht ist ihm während des Gottesdienstes zwar auch niemals gelungen, trotz des gewaltig großen Druckes in seinem alten Betbüchel, jedoch focht ihn das nicht an; den Rest holte er am Sonntag-nachmittag daheim nach.

Berwunderlich war nur das eine, daß der Sepelbauer ungeachtet der großen Mühsal beim Lesen mit einer seltsamen Gier nach jedem Papierblatt griff, auf dem etwas Gedrucktes stand. Vielleicht freute er sich seiner geringen Kenntnis des Lesens eben deshalb, weil es ihn etwas sehr Schwieriges dünkte, das gar viele seinesgleichen überhaupt nicht konnten.

Also verrichtete das Bäuerle vom Karnberger Graben seine Andacht, ließ sich indes seinen Palmbuschen weihen und ging darnach mit der Zufriedenheit und dem guten Gewissen des Gerechten zum Paulswirten, um vor dem Heimweg in den stillen Bergwinkel hinein ein Gläschen zu trinken.

Und beim Paulswirten lag auf dem Tisch, an dem der Sepelbauer sich niederließ, eine Zeitung, von welcher der Sepele nachträglich auf dem Heimweg annahm, daß die göttliche Vorsehung sie hingelegt haben müsse, denn diese Zeitung hat die Mäusefache in ein ganz neues Licht gerückt.

In diese Zeitung hat der Sepele eine hübsche Weile andächtig hineingeschaut und wiederholt mit seinem Kopf gewackelt, als ob es ihm kurios merkwürdig vorgekommen wäre, oder ob er's völlig nicht recht hätte glauben mögen, was da drinnen stand. Und es war ihm, als wäre der Waldheger-Franze, der zu diesem zweifelvollen Zeitpunkte zur Tür hereintrat, ein vom Himmel gesandter Engel. Wenn es der Franze nicht weiß, dann weiß es keiner! Soviel stand für den Sepele fest, und der Waldhüter weiß in allen Dingen Rat, denn der Franze ist ein heller Kopf, ein belesener Mensch, ganz ohne

Zweifel, hat in seinen jungen Jahren ja einmal eine Zeitlang studiert, sollte Geistes werden, ist aber niemals gejalbt worden und dennoch mit allen Salben geschmiert gewese-

„Griiß Gott, Franze!“

„Griiß Gott, Sepele!“

Sie kannten ja wohl einer den andern, und der Waldhüter setzte sich dem Bauern gegenüber.

„Du, Franze,“ sprach der Sepele vertraulich und hielt dem andern die Zeitung hin; „meine Augen seint schon schwach, — geh, moggt du schaung, was afn Klognsfurtner Markt für Preise seint? . . .“

Der Waldhüter griff bereitwillig nach der Zeitung, „Gib lei her,“ sagte er, „wern man lei schwind schaung . . . Alstern: Roggen ad-



„Was? Gulden?“ Der Sepele machte seinen Hals länger.

achtedreißig — Waz siebene vierazwanz'g Hafer fünfe achtefuchzig — Brein sechselne Mais achte zwanzig . . .“

„Was? Gulden?“ Der Sepele machte sein Hals länger.

„Acht Gulden zwanz'g Kreuzer,“ las Waldhüter nochmals deutlich heraus. „steht's!“

„Wann es dort steht, werd's schon stimmen, entschuldigte das Bäuerle die Unterbrechung. „Aber du: wia werd verkaaft — Was od G'wicht?“

„Wia verkaaft werd? . . . Bern mer schwind schaung . . . Alstern . . . aha — verkaaft werd per hundert Kilogramm . . .“

„Ah — verfluacht!“ rutschte es dem Sepel heraus. Und ein wenig verdrossen ließ er sich auf seinen Sitz nieder. „Teufel — das is viel

Was is viel — der Preis?“  
Weld is es nix z'viel,“ bedauerte der Sepel.  
ndert Kilo seint halt viel!“

Seint zwaa Zentn' . . .  
Eben derwegen,“ meinte der Sepel und kratzte  
hinterm Ohr. „Soviel werd' i kaam z'samm-  
gen . . .“

er Waldhüter wunderte sich: „Hast denn  
zan verkaafen, du? Wacht ja eh lei nix  
einer Leit'n hinten!“

Wohl — sege schon — host eh lei recht.  
gen hon i koan; Hobern aa nix; Brein hon  
a koan g'hobb . . .“

nd nun rückte der Sepel dem Waldhüter  
wenig näher.  
Aber — du, Franze,“ sagte er vertraulich,  
werst es wissen — sog m'r amol: za wos  
brauchen see z' Klognsfurt ane Mäuf' . . .

er Franze hielt eben sein Glas in der Hand;  
achte es an und trank es leer und wachte  
nachher ein wenig umständlich den struppigen  
manzbar und dachte sich: „Was? Mäuf'? . . .“

Was see ane Mäuf' brauchen — manst? . . .  
nou, za was denn epan sunta, wia zan essen!“  
er Sepel spuckte unter den Tisch.

So ane Schwein!“ meinte er verächtlich.  
Wiafo?“ hielt sich der Waldhüter auf. „Hast  
i nia noch ane geessen?“

Mecht aa koane — pfui Teufi!“  
Nou, mein Liaber — sege derst wieder nit  
eden! In Kriagszeiten hamt see gar die  
en geessen, und die seint noch damisch teuer  
st . . .“

Sege hon i wohl amol verzähl'n g'hört,“  
te der Sepel bestätigen.  
Nou siagst! Der Hunger tuat halt weh . . .  
a Maus is mir decht mein Lebta no liaber  
r a Rat, so a schiages Luader erst . . .“

er Paulwirt, der dem Waldhüter das Glas  
llt, wußte zu sagen, daß „gebochene Mäuf'  
übel sollen schmecken“.

doch der Sepel blieb dabei: „I mecht koane —  
it, i!“

Das macht aa gar nix,“ beruhigte ihn der  
ldhüter. „Die Gusti und die Watschen seint  
chieden. Die Hauptsach' is, daß see die  
dbleu' mög'n tan . . . fröhler amal hätt'  
tan Mensch an Kreuzer geb'n für a Maus . . .“

I gaab dir heint aa koan dafür . . . Wieviel  
a g'logg, Franze, daß see geb'n?“

Machte zwanzig . . . Is a scheans Geld,  
mit es betrachtest . . . Seint wohl a scheans  
chipele Mäuf' aa . . . Aber 's Geld is nix  
berachten . . . Müassent ja a nix grad  
ndert Kilo sein. Sag'n mer: 's Kilo acht  
reuzer — is schon was, wenn du zwanz'g,  
sich'g Kilo haben tuast! . . .“

Die bring' i z'samm,“ versicherte der Sepel  
berächtlich. „Wohl, wohl — soviele schon.“

Und see waarn guat weg, die Luadern; hamb  
m'r im vergangen' Winter eh lei den ganzen  
Türken\*) g'fressen.“

„Mstern!“ schürte der Franze, „nacher wernt  
see ja fein g'mästet sein . . . Muast lei schwind  
dazuaschaug'n!“

„Werd lebendes G'wicht sein — gel du?“  
„Lebendes G'wicht — wohl, wohl — müassent  
ja ganz frisch sein!“ erklärte ganz ernsthaft der  
Schelm. Der Paulwirt mußte indes beiseite  
schmunzeln.

Das einfältige Bäuerle aus dem Wald-  
graben heraus tat in dieser Sache noch manch  
ernsthafte Frage und der Waldhüter-Franze war  
gefällig genug, dem Sepel alles Wissenswerte  
ebenso ernsthaft zu beantworten.

„Und af die Oitern iatza,“ stachelte der Franze  
noch, „werd mangari a damisch G'riß sein um  
die Mäuf' — muast schaugn, daß see bald eine-  
bringen tuast af Klognsfurt.“

„Werd' wohl, werd' wohl,“ erklärte der Sepel  
eifrig. Und, als könnte er schon etwas ver-  
säumen, beglich er seine Zehle. Im Aufstehen  
knöpfelte er sich seinen hochigen Lodenjanker  
zu, ergriff seinen großen Palmbusch und mit  
einem treuherzigen „Fiat Gott, Franze“ und  
„Fiat Gott, Wirt“ ging er davon.

„Werst segn, Franze,“ lachte hintennach der  
Paulwirt, „der fangt seine Mäuf' z'samm' . . .“  
„Werd iahm nix schad'n,“ meinte der Wald-  
hüter. „Und wenn er see alle fein z'samm-  
fangt und fortlieferet, das werd iahm a Ruß'n  
sein.“

\* \* \*

An diesem Palmsonntag ging der Sepelbauer  
den ganzen Nachmittag bei seinen im Berg ver-  
streuten Nachbarn umher.

„Schiach is heuer, schiach!“ beteuerte er  
überall. „Die Mäuf' freissent mi mit Haut und  
Haar!“

In Anbetracht dieser unerfreulichen Aussicht  
für des Bäuerles Zukunft waren die Nachbarn  
schon so gut, dem Sepelbauern ihre verfüg-  
baren Mausfallen zu leihen.

Und die nächsten Tage dann roch es in der  
Sepelbauernkeusche hauptsächlich nur mehr nach  
brenzlicher Brotkruste und dito Speckschwarte.

Und dem Bauern und seiner Frau wuchsen von  
Tag zu Tag mehr und mehr die Grausbirnen  
über das ungeheuerliche Ergebnis des großen  
Mäusefanges.

Mit Schandern sagte der Sepel: „Mei Liabe,  
die hätt'n uns g'fressen!“

Und sein Weib schlug die langen, dünnen  
Hände über dem Kopf zusammen und rief ent-  
setzt: „O Maria, o Maria! Jaza glaab' i's: die

\*) Der Sepelbauer hatte keine Ahnung davon, daß die Feld-  
frucht, die in Rärten allgemein „Türken“ genannt wird, sonderbarer-  
weise auch noch Mais (Kulturuz) heißt; daher sein Mißverständnis  
zwischen Mais und Mäuf'.

Quadern hamb uns arm g'fressen . . . O Maria!  
So a Kotter Mäu'!"

Und als am Gründonnerstag — vor Tagesanbruch schon — der Sepelebauer mit seiner Frau das Mostfassel, das für den Mäusetransport herhalten mußte, auf den Wagen hob, war er wohl besorgt darum, „ob nit anige hin sein wernt,“ „denn“ — meinte er — „da drein geht's schiäch um!“

In Klagenfurt tat der Sepelebauer so, wie der Waldhüter-Franze ihm angeraten. Mit seinem Wagen fuhr er auf den Alten Platz, wo schon einige Bauerngefährte standen, auf denen gleichfalls saßähnliche Behälter lagen.

„Bin schon z'recht,“ dachte sich der Sepele ahnungslos und war sehr froh darüber. Seinem müden Dechlein, das sich gleich behaglich zu Boden sinken ließ, legte er das Heubündelchen vor, er selber aber hockte sich auf das Wäglein und ließ seine kurzen Beine mit der mehrfach aufgekrempelten Hose und den tüchtigen Stiefeln über die Wagenleiter baumeln.

So harrete er in Geduld des Kommenden. Sein einfältiges Verglengericht hat auch bald die Aufmerksamkeit eines alten, gemüthlichen Herrn erregt, der an das Bäuerle die Frage richtete: „Nou, Botale, was ham Sie denn für ane Fijch'?"

Weil der Sepelebauer nicht recht verstanden zu haben glaubte, fragte er seinerseits, indem er seinen Kopf vorneigte: „Haa? Bia moanen S'?"

„Was Sie für ane Fijch' ham?"

„Ah so — Fijch' . . .“

„Ham Sie kaue Forell'n?"

„Ah naa,“ sagte der Bauer ein bißchen verdrossen und beutelte mit dem Kopf. „Forell'n hon i koane.“

„Ah nit? Ham Sie nachert an Most?"

„Wohl, wohl — Most hamer schon — weanig, weanig halt — nix viel worn fert'n.“\*)

Der alte Herr hat dem Bäuerle mitleidig zugewinkt und ist langsam, wie er gekommen, seines Weges gegangen. Was da in diesem Fasse war, blieb ihm ein Geheimnis.

Eine Köchin, die sich von des Sepelebauern Einfaltsgezicht angezogen fühlte und sich davon wahrscheinlich einen vorteilhaften Kauf erhoffte, kam dem Geheimnisse — freilich durch ihre Schuld — auch nicht näher.

Zwischen ihr und dem Bäuerle kam es zu folgendem Zwiegespräch: „Bia geb'n Sie denn die Fijch'?" fragte sie so selbstlicher, als ob's überhaupt nichts anderes geben könnte als Fische.

Der Sepele stuzte. Und dann brummte er: „Was see lei alle mit die Fijch' hamt! . . . Wo soll denn i in Berg Fijch' hernehmen?!"

\*) fert'n = vergangenes Jahr.

„Na, was ham S' denn nachert da drein? Icherte etwas belustigt das Frauenzimmer.

„Mäu' — Mäu' hon i drein . . .“

Jetzt hatte er sich's mit der Köchin vertan. „Schau,“ sagte sie spitzig, „so a Mandle möcht ein' aa noch foppen!“



Bald umstanden Sepeles Fuhrwerk eine Menge Leute.

Dem verblüfften Bäuerle warf sie noch ein unfreundlichen Blick zu und ging zu einem andern Wagen.

„D'ös müast's jo damisch sein!“ grollte Sepele. „Der ane will Forell'n ham und Most — die mecht aa wieder ane Fijch' — D'ös Stadtdockern ü'branon!“

In seiner Unkenntnis der Sache hatte Sepelebauer keine Ahnung, daß die Stadeln gewohnt waren, auf diesem Plage Fische zu kaufen. Und die zwei Fischkundschaften er für nicht recht geschicht.

Weil der Sepelebauer, dem schon bange war um das Wohlergehen seiner Mäuse, sintemalen sie im Faß verzweifelt rumorten, die Vorüb gehenden mit den Worten ansprach: „Nix kaafen Aue Mäu' hon i da!“ — konnte sich die Sepele nimmer länger halten.

Bald umstanden Sepeles Fuhrwerk eine Menge Leute, und aus der Menge heraus war immer dasselbe, nur in verschiedenen Variationen hören: „Was hat er? — Aue Mäu' hat er. Was will denn der mit seine Mäu'? — Was kaafen will er sie. — Der is wohl nix reeban Kopf! Was brauch' ma denn mir an Mäu'? — A Fassel voll hat er, sagt er. Um Gottes will'n, wann iahm die austummen! Was uns die Gicherten noch alles in die Stadeln bringen! — Der Hascher is ja damisch — geht bringt's iahm ins Jrr'nhaus!“

Der Sepelebauer, dem in diesem für ihn unerklärlichen Wirrwar beinah Hören und Sehungsvergung, hätte trotzdem bald ein Geschäft

acht. Ein kleines Büblein, das gewaltig an  
 mer Mutter Kittelsalte zerrte, tschenste in  
 nem fort: „Muatta, kaaf' mir a Maus —  
 muatta, kaaf' mir ane!“  
 Aber auch damit ward es nichts, denn plöz-  
 lich hat sich die Obrigkeit in Gestalt zweier  
 Stadtwächter eingemischt und das Bäuerle zu  
 mer nicht geringen Verwunderung aufgefordert,  
 me Mäuse an die Glan zu fahren und sie  
 ert zu ertränken. Und einige Stimmen aus  
 Menge heraus wünschten überdies, daß der  
 mer wegen Tierquälerei eingesperrt werden  
 lle.

Ueber diese unerwartete Wendung wurde der  
 Sepelebauer nun doch fuchtig, und trutzig schlen-  
 derte er ihnen die Worte hin: „D'ös damische  
 ockern! W'rum druckt 's d'ös nachert in die  
 rüfung, daß die Mäus' acht Gulden zwanz'g  
 renzer kosten — haa? — wie denn dös nachert?  
 laabt's d'ös, i loss' mi foppen von enk?! . . .“  
 Diese Rechtfertigung, aus der keiner Klüger  
 urde — im Gegenteile —, half dem Sepele nichts.  
 Auf der Stadtwache ging man spafseshalber  
 r Sache auf den Grund. Man schaffte auch  
 ne Zeitung mit dem ominösen Marktausweis  
 rbei, denn man wollte den Verdacht der  
 pperei auf den Stadtleuten nicht sitzenlassen.

Der Sepele triumphierend mit dem Finger  
 auf jene Stelle des Zeitungsblattes tippte, wo  
 hieß: Mais acht Gulden zwanzig Kreuzer,  
 und dabei ausrief: „Da steht's! Da schaugt's  
 wenn d'ös niz glaabt's!“ — Da war das  
 Mittel gelöst. Und sie ließen das Bäuerle mit  
 m entleerten Mostfassel ziehen.

Ueber das in Grund und Boden fehlgeschlagene  
 Geschäft blieb dem Sepelebauern aber doch ein  
 zwit: „Weg seint see guat, die Quadern,“ sagte  
 und ein wenig grimmig knurrte er dazu:  
 So a Fallot, der Franzen — so a Erzfallot!“

Dies Geschichtlein hat mir vor etlichen Jahren  
 im Straßenwirt an der Glan der Waldhüter-  
 ranze selber erzählt und ich bin nun her-  
 gangen und hab' die Schmirre aufgeschrieben,  
 dem ich hoffen will, daß mich dieser alte Spaß-  
 gel nicht etwa auch hineingelegt hat.

**Omar Mustafa.**

Eine Geschichte aus Kleinasien von A. Theinert.  
 Der lange, heiße Junitag geht dem Ende zu;  
 die Verhandlungen gegen Omar Mustafa kom-  
 men zum Abschluß. Die einbernommenen Zeu-  
 nen: Kurden und Yuruls aus dem Taurus-  
 gebirge mit stechenden, Falschheit und Grausam-  
 keit verratenden Augen; turkomenische Weiber,  
 denen jede Aussage Silbe um Silbe abgerungen  
 werden mußte; geschwähige Armenier und listige,  
 schlaue Griechen, dürfen abtreten. Die schweiß-

triefender Gesichter der im Hintergrunde der  
 Halle zusammengedrängten Menge beleben sich,  
 schäbig uniformierte Zapties treten dicht an  
 Omar heran; mit einem selbstgefälligen Lächeln  
 auf den Lippen mustert der armenische Gerichts-  
 schreiber von seinem erhöhten Sitze aus die  
 buntscheckige Versammlung, in der erwartungs-  
 volles Schweigen herrscht.

Mit Einflechtung von Koransprüchen und  
 rhetorischen Arabesken verkündet der grau-  
 bärtige Kadi das Urteil: „Lebenslängliche  
 Zwangsarbeit!“

Eine Weile hasten Omars Blicke auf der zum  
 Verlassen des Gerichtslokales sich anschickenden  
 Weibergruppe, die Alte aber, die er mit den  
 Augen gesucht hat, schaut nicht auf; den Nasch-  
 mak fester um den Kopf ziehend, schreitet sie  
 mit den andern Frauen durch die Hauptpforte  
 ins Freie, während die Polizeisoldaten den  
 Verurteilten durch eine Seitentüre abführen.

Acht Jahre hindurch hat Omar Mustafa sein  
 Anwesen getrieben in Karamanien, ist er ein  
 Schrecken gewesen für reisende Kaufleute und  
 für die Post- und Steuerbeamten des Sultans.  
 Fabelhafte Geschichten erzählt man sich im  
 Volke von seiner Bärenstärke und Tollkühnheit.  
 Hat nicht er und seine Bande einmal am hellen,  
 heitern Tage den frühern Kadi von Selefsch  
 dicht vor der Stadt gefangenengenommen, in  
 die Berge geschleppt, ihn dort mit Petroleum  
 übergossen, mit brennenden Fackeln umtanzt  
 und schließlich ein Lösegeld von fünfhundert  
 türkischen Pfunden erpreßt. Haben nicht alle,  
 die mit Ordnung und Gesetz in Konflikt ge-  
 raten waren, bei Omar jederzeit Aufnahme und  
 Schutz gefunden.

Jetzt ist's vorbei mit der wilden Freiheit;  
 als der Bandit das Gerichtsgebäude verläßt,  
 tragen seine Gesichtszüge den Stempel stumpfer  
 Resignation.

Vier Zapties nehmen Omar in ihre Mitte,  
 ihn zunächst nach dem eine halbe Stunde vom  
 Gericht entfernten Bezirksgefängnis zurückzu-  
 bringen. Dort soll er über Nacht bleiben und  
 am nächsten Tage nach Konijah, der Hauptstadt  
 des Bilajets, eingeliefert werden. Ihn zu fesseln  
 hat man für unnötig erachtet, oder man hat's  
 im gewohnten türkischen Schlendrian vergessen.  
 Wie sollte er auch einen Fluchtversuch machen,  
 wissend, daß bei einem solchen seine Wächter  
 ihn ohne weiteres niederschließen würden!

Gefolgt von einem Volkshaufen erreicht der  
 Gefangenentransport die bei Selefsch den Kalli-  
 kadnos überspannende Brücke, zwischen deren  
 verwitterten Mauerspfeilern wirbelnd und schäu-  
 mend die Wasser des Flusses sich durchzwängen,  
 in dem, nicht weit von dieser Stelle, einst Kaiser  
 Barbarossa ertrunken ist.

Am der Brücke kehrt das Gros des Straßen-  
 pöbels um, nur etwa ein Dutzend Bummler

läuft noch weiter mit, darunter ein schieffschult-riger Kerl, der den Kopf mit einem schmierigen Tuche dicht umwunden und ein großes, schwarzes Pflaster überm linken Auge hat.

Jenseits des Flusses führt der Weg, knapp sechs Schritte breit, eine Strecke weit zwischen Uferstrand und einer senkrecht aufsteigenden Fels-wand hin. Die Sonne ist untergegangen, die Dämmerung bricht an.

Der Schieffschultrige bleibt den Zapties auf den Fersen. Eine Weile schon hat er seine Kumpane mit faulen Wizen und allerlei An-züglichkeiten gereizt, jetzt wird er so ausfallend, daß einer der Beleidigten mit geballten Fäusten auf ihn losstürzt. Ein paar andere der Kerle mischen sich drein, und hinter Omar und um ihn herum entspinnt sich eine allgemeine Rauferei.

Zwei der Zapties stoßen mit den Gewehr-solben in den Menschenknäuel hinein, der Ge-fangene aber erkennt und erfaßt die günstige Gelegenheit.

Rasch umschlingt er mit seinen starken Armen den Wächter zu seiner Linken, preßt ihn fest an sich und rollt mit ihm die steile Uferböschung hinunter in die über den versinkenden Körpern hochaußspritzende Flut.

Bestürzung der Wachtmannschaft, Wettern, Fluchen und Anschlagen der Gewehre.

Im Strome tauchen zwei Köpfe auf, nahe beieinan-



Im Strome tauchen zwei Köpfe auf.

den Wasserpiegel huschende Rebelschwaden hin- dern den Fernblick.

Mit Kap Amamur \* und Monte Amanus ins Meer hineinreichend, bildet hinter Selefsch der Taurus ein riesiges Amphitheater. Keine Einzel-gipfel überragen die Kammlinie des Gebirgs-massivs, das in Terrassen sich aufbaut bis zu dem das Ganze krönenden öden Plateau.

Wer von der Küste des Meeres kommt dieser unwirtlichen Höhe zustrebt, durchquer-t er sie erreicht, eine mit üppiger subtropi-scher Vegetation bedeckte Gegend. Da und dort spärlich verstreut, ärmliche Dörfer mit Spure von Anpflanzungen, sonst eine unbewohnt Waldwildnis.

Da hinein, in einen nur ihm und seinen An-hängern bekannten Schlupfwinkel hat Omar sich geflüchtet, nachdem es ihm geglückt, weit unterhalb der Stelle des ersten Aufstandes do-jenseitige Ufer des Kalikadnos zu erklimmen und nach dem Berglande sich durchzuschleichen. Zwei der beim Erscheinen der Köpfe abgefeuerten Kugeln haben gefehlt, die dritte hat dem vor Omar mit in den Fluß gerissenen Zaptie den Lebensfaden abge schnitten.

In einer kleinen Höhle findet der Geächtete ein Obdach; hier denkt er zu bleiben, keine Streifpatrouillen mehr die Gegend sicher machen. Länger als eine Woche werden sie nicht nach ihm fahnden, er kennt die Raff-heit türkischer Behörden. Mit schmaler Keule hat er während der Untersuchungshaft vorlie-nehmen müssen, jetzt sammelt er Wurzel-Beeren und Pilze, den Forderungen des Mages zu genügen. Dann und wann gerät ein Vogel oder ein wildes Kaninchen in die mit kundig Hand gefertigten Schlingen und Fallen, frischem Quellwasser ist kein Mangel.

Am Abend des vierten Tages solch einjamm-t-Buschlebens sitzt Omar, über Zukunftspläne tend, vor der Höhle, als ein Geräusch ihn erschreckt. Kein Zweifel, in der Tiefe unter- bricht ein größeres Tier oder ein Mensch die Bahn durchs Dickicht. Näher und näher kommt das Rascheln und Knacken, und an lichter Stelle erscheint über einem Lorbeerbusch das Gesicht eines Mannes.

Omar hat sich geduckt und scharf ausge-schaut, plötzlich springt er auf und dem Kommenden entgegen, der, keuchend von der Anstrengung des Steigens, an einem Baumstamme lehnt den Schweiß von der Stirne wischt.

„Du, Dimitri!“ ruft der Geächtete. „dem ich die wiedergewonnene Freiheit verdank — kaum erkannt habe ich dich im Gerichte-hause mit deinem falschen Buckel und dem großen Pflaster überm Auge. — Gut geloh-hast du mir, was ich für dich getan damals als ich zwischen die Wütenden gefahren bin, dich steinigten wollten wegen der falschen Wü-fel. — Denkst noch daran?“

„Kann das Kind die Mutter, der Sklave den gütigen Gebieter vergessen?“ erwidert der geredete, ein schlanker, kagenartig geschmeidiger Grieche. „Aber sage, o Herr, wie bist du dem reißenden Strome entronnen und glücklich hierher gekommen?“

„Allah, der ewig Gütige, hat mich beschützt.“

Doch davon später, erst erzähle du, was nach meinem Entweichen sich zugetragen.“

„Biel ist nicht zu berichten,“ beginnt der Grieche, nachdem die beiden sich gesetzt haben. Dieweil die Zapties, das abermalige Aufstauen erwartend, fluszabwärts rannten, im immer dichter werdenden Nebel aber nichts erkennen konnten, schlüpfte ich über die Brücke zur Stadt zurück und schlief in der Nacht nach dem Dorfe, in dem das Haus deiner Mutter steht. Sie kennt mich ja, sie weiß, daß sie mir vertrauen darf, und sie hat mir beschreiben, wo ich dich suchen sollte. — Dies hier schickt sie dir; nimm und wäge es dir gesegnet sein!“ Damit überreicht Dimitri einen Sack, gefüllt mit ungeäuertem Brot und gedörtem Fleisch.

Omar fängt zu essen an, bald aber macht er eine Pause und mustert den Gefährten mit vorwärtenden Blicken.

„Wie geht's meiner Mutter, Dimitri?“ fragte er. — „Warum schweigst du? — Sprich!“

Der Grieche senkt den Blick. „Die Zapties sind ins Dorf gekommen,“ murmelt er, „der Bimbaschi hat deine Mutter verhört. — Er hat ihr den Schleier vom Gesicht gerissen, als sie keine Auskunft geben wollte.“

„Weiter, weiter!“ herrscht Omar den Zögern an.

„Sie verharrete dabei, nichts zu wissen, und dann — dann übergab der ergrimnte Bimbaschi seinen Leuten.“

„Und dann? — Ha! — dann wird man sie geschlagen haben!“ knirscht Omar.

„Ja, geschlagen, mit Kluten gepeitscht haben deine Mutter!“ bestätigt der Grieche mit gehobener, seiner Entrüstung Ausdruck gebender Stimme. „Geschlagen haben sie sie vor allem Kopf, aber ihr Mund blieb geschlossen, stumm hat sie alle Unbill ertragen deinetwegen.“

Eine Weile starrt Omar mit finster zusammengezogenen Brauen vor sich hin, dann schnellt er in die Höhe und ein Schwall der gräßlichsten Flüche und Verwünschungen strömt über seine Lippen. Bei allen Dämonen und finstern Mächten schwört der wie rasend sich gebärdende Mann fürchterliche Rache denen, die die grauen Haare seiner Mutter geschändet. Diese Hunde in seine Gewalt zu bekommen und den elenden Schuft, der ihn vor fünf Monaten an die Soldaten des Paschas verraten, das soll seine erste Aufgabe sein; nicht ruhen und rasten will er, bis sie gelöst.

Nachdem der Wütende ausgetobt, herrscht minutenlanges Schweigen, dann nimmt der Grieche wieder das Wort: „Höre jetzt, Herr, die Vorschäft deiner Mutter: »Geh und sprich zu meinem Sohne in meinem Namen!« so hat sie's mir aufgetragen. »Siehe, ich bin geschlagen worden von den Schergen, und das Gesicht haben sie mir entblößt. Und der Bim-

baschi hat gedroht, wenn ich nicht kundgebe deinen Versteck, ehe zehn Tage vergangen, dann soll ich eingekerkert werden an deiner Statt lebenslang. Komme nun du, mein Sohn, morgen um die Stunde des Sonnenaufganges zum Brunnen, der einen Steinwurf entfernt ist von der Felsgrotte über unserem Dorfe, dort wollen wir zusammentreffen und beraten. Die Soldaten streifen in den jenseitigen Bergen, aber morgen am Nachmittage werden sie wieder zurück sein.“

„So Herr, hat deine Mutter gesprochen, tue nun du nach deinem Willen.“

Lange überlegt Omar, endlich ergreift er Dimitris Hände: „Schwöre,“ ruft er, „bei deinem Gott und der Liebe zu deiner Mutter, daß du wahr geredet, daß ich auf deine Treue bauen kann, sicher wie auf Felsgrund, daß du zu mir hältst wie ein leiblicher Bruder.“

„So wie ich bisher zu dir gehalten,“ entgegnet der Grieche, „so tu ich's auch diesmal. Das schwöre ich bei meinem Gotte und bei der Liebe zu meiner Mutter.“

Nur wenige Worte werden zwischen den beiden noch gewechselt, dann steigt der Grieche talwärts.

Der Mond steht tief im Westen, im Osten dämmert der neue Tag. Eine Gestalt, barfüßig und dicht eingehüllt in lange, weiße Gewandung, tritt aus der Türöffnung einer halbverfallenen Hütte des auf der ersten Bergstufe über Selesch gelegenen Dorfes und schreitet die von Unrat strotzende Straße entlang ins Land hinein. Kein anderes menschliches Wesen zeigt sich, alles bleibt still, nur da und dort hebt einer der halbwildten Pariahunde, die in allen Ortschaften des Orients hausen, schlaftrunken den Kopf und knurrt. Die Gestalt steigt, nachdem das Dorf hinter ihr liegt, aufwärts; ihr Ziel scheint der alte Brunnen zu sein, dessen graue Umfassungsmauern, beleuchtet von den letzten Strahlen des scheidenden Mondes, hell sich abheben von dem Hintergrunde der dunkelgrünen Büsche.

Hoch oben am Berghange ist zur nämlichen Zeit ein dunkles Etwas, das man für einen dort liegenden Baumstumpf hätte halten können, lebendig geworden. Zögernd bewegt sich's abwärts, bald kriechend, bald wieder ganz anhaltend, oder aber, wenn gute Deckung es erlaubt, rennend und springend, bis eine den Brunnen überragende Klippe erreicht ist.

Ein paar Minuten später schiebt sich über den Rand dieser Klippe ein von wirrem Haar umrahmter Kopf: Omar hat sich zu der von seiner Mutter verlangten Zusammenkunft eingefunden.

Die weiße Gestalt hockt regungslos am Brunnen; auf einen an ihr Ohr dringender leiser Pfiff hin steht sie auf und bewegt sich winkend der nahen Grotte zu.

Behend wie eine Ziege ist Omar an der Felswand heruntergeflattert und der Gestalt in die Grotte gefolgt. Dort will er sie, „Mutter, meine Mutter!“ flüsternd in die Arme schließen. Dabei verschiebt sich der weiße Schleier, und — Omar und Dimitri stehen einander Aug in Aug gegenüber.

Mit einem Fluch prallt jener zurück; in der nächsten Sekunde aber stürzt er wie ein gereizter Tiger auf den Griechen los. Der weicht geschickt dem Anprall aus, bückt sich blitzgeschwind, faßt den Gegner bei den Fußknöcheln und bringt ihn zu Fall.

Da tauchen aus einem Winkel der Grotte Zapties auf und werfen sich über den Gefallenen. Dem gelingt es mit Ausbietung seiner ganzen Bärenstärke, sich aufzuraffen und die nächsten Angreifer abzuschütteln. Den einen hat er mit der Rechten am Nacken gepackt und mit solcher Gewalt an die Felswand geschleudert, daß der arme Teufel mit zerschmettertem Schädel umsinkt. Doch die Uebermacht ist zu groß; ein Kolben Schlag streckt Omar beunimmungslos nieder, und als er aus seiner Betäubung erwacht, sind ihm die Arme auf den Rücken und die Beine so gefesselt, daß er nur eben schreiten kann. Ein paar Zapties stehen am Brunnen und waschen sich das Blut aus den Gesichtern; ihnen ist im Handgemenge übel mitgespielt worden.

„So, dich hätten wir wieder, mein guter Freund,“ schmunzelt der Vimbajchi. „Ich denke, du bist zum letzten Male eingefangen, wirst uns keine Mühe mehr machen.“

„Und habe ich die hundert Medjies,“ wendet Dimitri sich an den Vimbajchi, „die Seine Excellenz der Pascha mir versprochen hat beim Barte des Propheten, nicht ebenso redlich verdient, wie die fünfzig, die ich vor fünf Monaten dafür erhielt, daß ich die Verfolger auf Omars Spur gebracht? — Ihr, Herr, werdet nicht vergessen zu berichten, wie gut ich Wort gehalten.“

Der Offizier mißt den Griechen mit einem Blick unfäglicher Verachtung, dann winkt er einem seiner Leute heran und läßt sich von

ihm ein rundliches Leirwandsäcklein reichend. Dimitris Augen leuchten vor Habgier, wie wenn er bannet haften sie auf dem den Judaslohn enthaltenden Beutel.

„Mein hoher Herr, der Pascha,“ hebt der Vimbajchi an, „hat zu mir, seinem Diener, als gesprochen: »Wenn durch Allahs Gnade Omar der Satan, wieder in deiner Gewalt sein wird, dann sollst du dem Giaur, der ihn verrate hat, hundert Medjies auszahlen.«

„So, hier ist das Geld, nimm und zähl’s!“ und Lüstern greift Dimitri nach dem Beute öffnet ihn und läßt die großen Silberstücke durch die Finger gleiten. Nachdem er sich von der Wichtigkeit der Summe überzeugt hat, wendet er dem Offizier die Hande und küßt, der aber wehrt sich mit einer Gebärde des Ekels und fährt fort zu sagen: „Mein hoher Herr, die Pascha, hat noch weit zu seinem Diener gesprochen: »Die hundert Medjies müssen dem Giaur behändigt werden, wie ich’s so versprochen habe, und beim Barte des Propheten; doch ist mir bekannt die Verworfenheit der Seele dieses Griechen, er mag hundes, und ich weiß, wenn er es gewesen, der am Abend des Gerichtstages dem Verurteilten die Flucht verholzen. Wenn du mein Versprechen gelöset hast, dann sollst du dafür, daß solch stinkendes Vieh lebend die reine Erde Allahs nicht länger bepestet.“

„Faßt ihn, Zapties! Ehe Dimitri die Bedingung der Dinge recht begriffen hat, ist er schon am nächsten Baum festgebunden.“

Vier Zapties formieren Linie zehn Schritte vor dem sich windenden, laut heulenden Wicht.

Ein kurzes Kommando.

Ein zweites.

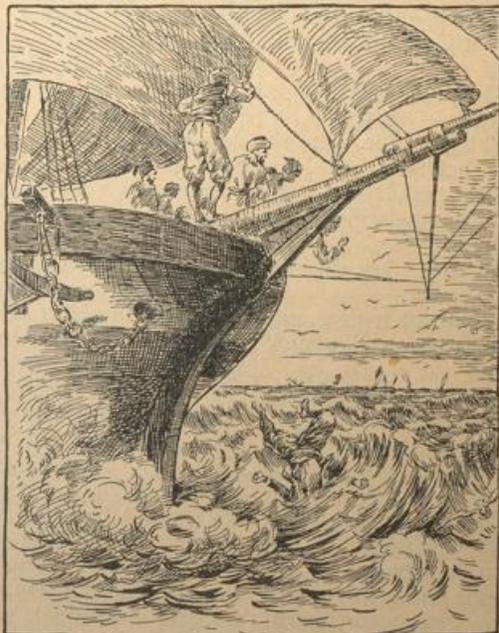
Eine krachende Salve.

Pulverrauch umschwebt den in Todeszuckungen daliegenden Körper.

„Nehmt das Geld von dem Kadaver!“ befiehlt der Vimbajchi.

„Den Gefangenen in die Mitte!“ „March!“

Drei Tage später steigt das türkische Kanonenboot, das auf der See von Selefsch vor



In einem unbewachten Augenblick sei er ins Meer gesprungen und versunken.

Anker gelegen hat, frühzeitig in See mit Omar Mutasa an Bord.

Gegen Abend kommt das Boot zurück ohne ihn.

In einem unbewachten Augenblick sei er ins Meer gesprungen und versunken, so heißt es; es ist aber auch ein Gerücht im Umlauf, daß der Todessprung kein freiwilliger gewesen.

### Wie und warum der Toni wieder heimwärts zog.

Der Wagnerfried und Bebe, sein ehrfames Eheweib, hatten nur ein Kind, und dieses war ein Bube und hieß Toni. Dieser Toneli nun war von Mutter Natur sowohl in körperlicher als geistiger Hinsicht sehr vernachlässigt worden. Er hatte unverhältnismäßig lange Flachfüße und Beine, die konsequent ein D bildeten, weil sie in der Mitte sehr nach außen sich bogen, unten aber in sehr intime Berührung kamen, zum Schaden aller Hosen, die immer ein abgewekhtes Ansehen hatten. Wie die Beine waren auch die Arme zu lang für den gedrunghenen Oberkörper, und das kleine Stumpfnäschen sah wie eine eingedrückte Nuß im breiten Gesicht mit den etwas blöde blickenden Augen. Die Haare allein entsprachen der Fassung des Gesichtes. Sie waren dicht, wollig und fielen von den Ohren bis in die Mitte der Backen hinunter und bildeten so ein Kotelettchen, wie es Kellner, Friseur und auch Engländer zu tragen lieben. So war der Toni körperlich, und geistig war er durchaus kein Hezenmeister. Der Herr Lehrer hatte sein Kreuz mit ihm, und so viele Mühe er auch auf Tonis Ausbildung verwendete, einen regelrechten Kulturmenschen konnte er nicht aus ihm machen; denn Toni begriff unendlich schwer, und hatte er heute mit Ach und Krach etwas kapiert, morgen wußte er's nicht mehr, und wenn die Leute im Ort die Beschränktheit eines Menschen recht anschaulich machen wollten, dann sagten sie: „Er ist grad wie der Wagnertoni!“

Günstiger beurteilte ihn seine Mutter, und welche Mutter hätte es nicht getan? Zwar konnte sie bei aller Liebe, die man zu einem einzigen Kinde hat, und bei allem guten Willen nicht behaupten, daß der Toni ein Adonis sei; die Beine bogen sich so stark und die andern Fehler waren so in die Augen springend, daß sie nicht wegdiskutiert werden konnten. Aber die Mutter meinte, die krummen Beine seien der größte Fehler noch lange nicht, und wenn der Toni auch kein Doktor werde, ein Schuster oder Schneider, die ebenso notwendig seien, gebe er doch, und ein Herz habe ihr Toneli, das wert wäre, in Diamanten gefaßt zu werden, so treu und brav sei es.

Als der Toneli zur großen Freude seines Lehrers aus der Schule entlassen wurde, kam er zu Meister Kregdorn, der seines Zeichens ein Schuster war, in die Lehre. Der Meister nahm den ungelentken Lehrjungen gehörig in die Kur, brauchte aber trotzdem viel Mühe, bis er ihm das Flecken und Sohlen beigebracht hatte, und ohne den Knieriem, der als treuer Verbündeter des Meisters noch ein bißchen besser auf Tonelis Weichteilen einzog als des Herrn Lehrers Haselstock, wäre dieser nimmermehr ein richtiger Schustergefelle geworden. Nun aber war er doch so weit, daß er täglich drei Paar Schuhe sohlen konnte, wie sie die Bauern brauchen, massiv und derb.

Nach Ueberstehung der dreijährigen Lehrzeit, die dem Toni einen kleinen Begriff von der Dauer der Ewigkeit beigebracht hatte, sollte er hinaus in die Welt. So meinte der Meister, der sich nicht mehr länger mit ihm plagen wollte; so meinten auch die Eltern, die sich für den Toneli alle möglichen Vorteile von der Fremde versprochen.

Es war an einem Montag. Das Wetter ließ nichts zu wünschen übrig, der Himmel war blau, die Sonne schien golden, süßer Duft stieg aus Wald und Wiesen, die Vögel sangen und bauten ihre Nester. Also ist's mit der Faust zu greifen, daß es Frühjahr war, als unser Toni gestiefelt und gebügelt, bepakt und gegürtet, als ob er eine Reise um die Welt zu machen vorhätte, Abschied nehmend vor seinen Eltern stand. Die bisherige Sonntagsmontur, nach Schnitt und Stoff derb, hüllte die komische Figur ein, die Füße staken in ein Paar frisch geöhlten und dichtbenagelten Stiefeln, waren also auf eine lange Reisedauer berechnet. In der Hand balancierte, freilich etwas ungeschickt, ein gewichtiger Knotenstock, und an einem Riemen, der von der Achsel nach der Hüftengegend sich legte, hing ein zwilchener Proviantbeutel, den die vorsorgliche Mutter mit Speck und Brot bis zum Plagen gefüllt hatte. Ueber dem Brusttüsche lag eine schwere Kette von Similor, wie die Leute eine Komposition von Kupfer, Zinn und Neusilber zu nennen pflegen, und der hohe Bug, der bei der Westentasche sichtbar war, bewies, daß Toneli keinen Knopf, sondern eine Uhr und zwar eine gewichtige Spindel, auch Zwiebel geheißten, dranhängen hatte. Der kurze Hals aber war, damit der Toneli in den schönen Maientagen ja nicht erfrieren sollte, mit einem buntpfarbigen, wollenen Cachenez umwunden, während das teure Haupt von einem breitkrämpigen, ehemals schwarz gewesenem, nun jedoch ins Gelbe schießenden Hute beschirmt und beschattet war. Auf dem Rücken aber saß der Tornister, in dessen tiefem Bauche eine neue, halbleinene Montur, etliche Hemden und Socken, Spiegel und Kamn, Zwirn

und Nadel ihren Platz gefunden hatten, während die Hämmer und Raspeln, die Wahrzeichen des Handwerks, außen, aller Welt sichtbar, aufgeschallt waren.

„Also b'hüt Gott, Toni,“ sagte der Vater, diesem die Hand reichend, „b'hüt Gott und sei brav, und bleib nur immer hübsch auf der Landstraße, dann kommst du dich nie verirren und dann kann es dir nie schlecht gehen, weil du immer Menschen, Städte und Dörfer triffst.“



Und wie der Vater, gab auch die Mutter tausend Weisungen.

Und wie der Vater, gab auch die Mutter tausend Weisungen, die sich von denen des ersten nur insofern unterschieden, als sie im Geleite heißer Tränen zum Ausdruck kamen.

Nicht so bang war es dem Toni. Er fühlte sich flügge und schätzte sich glücklich, daß er der strengen Zucht des Meisters ausweichen konnte und nicht länger in der Nähe des unheimlichen Knieriemens bleiben mußte.

Stolz zog er in die Welt hinaus und verwunderte sich baß, daß ihn nicht, wie zu Hause, alle Leute kannten und bei Namen nannten, daß er überall fremd war. Seine Freude war daher nicht klein, als er einem Stromer begegnete, der sich indessen auch Handwerksbursche nannte, dem Toni kameradschaftlich Gruß und Hand bot und nach den nötigen Einleitungen allerlei Witz zum besten gab, so daß die Augen Tonis noch verwunderter als gewöhnlich in die Welt hineinglökten.

„Ja,“ sagte der Stromer, „das Reisen ist wirklich hübsch, wenn man's versteht. Vor allem muß ein richtiger Kunde auf verschiedene Schliche und Kniffe eingeübt sein und jänisch dübbern können.“

„Jänisch dübbern?“ fragte der Toni, „was isch des für e Dorf?“

„Das ist kein Dorf, sondern die Kunden-sprache,“ belehrte der andere, „die Kunden, das sind die reisenden Handwerksburschen, bedienen sich in ihrer Unterhaltung anderer Wörter, damit sie nicht so leicht verstanden werden, und diese ihre Sonder-sprache heißen sie das Jänische.“

Sie essen Hanf und kein Brot, ziehen eine Staupe, niemals aber ein Hemd an. Die Hosen heißen sie Buzen, die Schuhe Trittlinge und den Hut Obermann. Sie kaufen nicht, sondern kündigen, und beim Fechten fürchten sie keinen Gendarmen und keinen Polizisten, haben aber Mores vor dem Buß, vor dem Schucker und dem Deckel, und werden sie von diesen ertappt, dann kommen sie zwar nicht ins Gefängnis, aber um so fester ins Kittchen. Und heute kommen wir in kein Dorf mehr, aber in ein Kaff, wo wir nicht im Wirtshaus, aber in der Penne übernachten. Hast du's verstanden?“ fragte er den Toni, weil er blöder als je dreinschaute.

„Se jo,“ entgegnete Toni, „i ha's verstande, aber die fremde Wörter cha-n i halt nit b'halte im Chopf.“

„Na, du wirst's noch lernen,“ entgegnete der Kunde. „Nun aber wollen wir besser ausholen, damit wir ins nächste Kaff kommen. Schätze, du wirst einen Schoppen und etwas Eßbares bezahlen, weil wir jetzt so gute Freunde sind.“

„E Schoppe,“ sagte der Toni, „will i scho zahle, aber du muessch mer e Schlofstube sueche, i bi's nit e jo bivanderet.“

Der Kunde erklärte sich bereit, und unter allerlei Gesprächen, die ihm einen immer besseren Einblick in Tonis Beschränktheit eröffneten, erreichten sie das Dorf und kehrten im „Blug“ ein, wo Tonis Begleiter sofort zwei Flaschen Bier und für jeden eine Cervelat mit Brot bestellte.

„Das wär' g'schehn,“ sagte er nach Beendigung dieses Bessperbrotes, indem er den Mund abwischte und den Schnurrbart drehte. „Nun aber muß ich noch feste ans Klopfen, damit ich noch meinen Taglohn herausbringe.“



„Jänisch dübbern?“ fragte der Toni, „was isch des für e Dorf?“

„Ja, wer witt verschloppe?“ fragte verwundert der Toni, „es hett d'r jo niemes öbbis 'leid to!“

„Will auch niemand klopfen,“ entgegnete jener, „aber betteln muß ich, und da bist du wohl so gut und leihst mir deinen Tornister. Wenn man einen solchen nicht hat, sehen die Leute einen nicht für einen richtigen Reisenden an und die Bescherung fällt mager aus. Also, willst du mir den Tornister leihen? Ich fände auch eher eine nette Schlofstube für uns zwei.“

Und gutmütig und leichtgläubig, wie der Toni war, sagte er ja und schob dem „Freunde“ seinen schweren Sack hin, der ihn unter dem Versprechen, in höchstens einer Stunde wieder zurück zu sein, auf den Rücken schnallte und von dannen eilte. Der Toni aber saß und wartete, wartete eine, zwei und drei Stunden, dann aber überkam ihn die Angst, er legte die Arme auf den Tisch, hielt das Gesicht darüber und — weinte, weinte herzbeweglich.

„Wo fehlst es denn, Bürschle, daß du weinst?“ fragte teilnehmend die Wirtin.

„He, mi Kamerad isch furt geh e Schloßstube sueche, jetzt chunnt er nimmi, und ich weiß nit, wo-n i schloße mueß und isch scho Nacht,“ sagte der Toni.

„Deshalb,“ erwiderte die Wirtin, „brauchst du nicht zu weinen, du kannst hier schlafen bei uns, und um den Kameraden brauchst du dich nicht zu kümmern; das ist ein Schlingel, der dich angelogen hat. Die Schlafstuben sucht man im Wirtshaus, und außer uns wirtet hier niemand.“

„Er hett aber doch gsait, er chöm wieder,“ erwiderte naiv der Toni, „und er mueß mer doch mi Tornister bringe.“

„Was, der Kerl hat deinen Tornister mit?“ fragte entsetzt die Wirtin. „Nun, dann warte erst recht nicht auf seine Wiederkehr. Der ist fort, und du siehst ihn niemals wieder. Wie kann man nur so dumm sein und einem wildfremden Menschen sein Gepäck anvertrauen?“

„He, er hett g'sait, er bring's wieder,“ sagte der Toni, sich entschuldigend.

Die Wirtin schlug die Hände über dem Kopf zusammen und sagte: „Heiliger Florian, verschone unsere Häuser und zünd' die andern an! Hab' ich auch schon so was erlebt!“ Der Toni schüttelte abermals den Kopf mit den Händen und weinte bitterlich.

Die Wirtin fühlte menschliches Mitleiden; sie stellte dem armen Burschen eine gutgebrannte Mehlsuppe, ein Schweizerdusend gesottener Kartoffeln und einen Topf Sauermilch auf, und als Toni diese gewohnte Nahrung versorgt hatte und die Wirtin ihm ins Zimmer leuchtete, wurde es ihm doch etwas heimlicher, und er sagte: „D' Büt sinn doch au guet in d'r Fremdi!“

Als er aber ins Lager steigen wollte, kam er in nicht geringe Verlegenheit. Die Wirtin hatte ihm ein gutes Bett mit zwei Leintüchern, einem roten Kuvert, und einem weichen Plumeau angewiesen. Der Toni aber, der noch nie so komfortabel geschlafen hatte, wußte nun mit dem besten Willen nicht, was er mit dem Kuvert und dem zweiten Leintuch beginnen sollte. Seine blöden Augen starrten eine Weile dieses unbegreifliche Bett an, dann aber blihte es im Gehirn auf. Der Toni hatte einmal beim Herrn Pfarrer daheim einen bunten Teppich vor dessen Schreibtisch liegen sehen. Er meinte

num, das Kuvert gehöre ebenfalls auf den Boden, und nach dieser seiner Meinung handelte er. Es wurde fein säuberlich auf dem Boden ausgebreitet, mit dem zweiten Leintuch aber der Tisch gedeckt, denn daß es zu diesem Zweck da sei, war beim Toni selbstverständlich.

Am andern Morgen hatte die Wirtin schon vier Stunden gearbeitet, die Uhr zeigte auf neun, aber der „Logisherr“ ließ sich nicht blicken. Besorgt, daß ihm was Menschliches begegnet sein könnte, begab sie sich hinauf, um nach ihm zu sehen. Wer aber beschreibt ihr Erstaunen, als sie den Toni erwartungsvoll am leintuchbedeckten Tisch sitzen sah und ihr feines Kuvert, versteift und verpornt, auf dem Boden bemerkte? Sie wußte wirklich nicht, sollte sie lachen oder schimpfen. Da aber tat Toni den Mund auf und sagte: „Worum bringe-n er d' Mehlsuppe-n und die präglete Herdöpfel nit. I sitz scho zwo Stund do und wart druf!“ Die Wirtin schlug die Hände über dem Kopf zusammen und lachte, lachte, daß die Rippen krachten, und sagte: „Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun,“ und sich an den Toni wendend: „Komm runter, du sollst deine Suppe haben, denn solche, wie du einer bist, schneit's nicht alle Tage, und drum muß man hübsch Sorge haben zu dir!“

Sie führte ihn, damit er sich nicht etwa in den Gaststall verirre, wie ein Kind in die Stube, dann ging sie in die Küche, um ihm sein Mahl zu bereiten. Toni aber beeilte sich, ihr neue Freuden zu machen.

Die Frau hatte drinnen auf dem Tisch noch den kupfernen Spülkessel stehen, worin sie die Gläser zu reinigen pflegte. Da nun Toni daheim beim Meister immer in dem Kübel, worin das Leder geweiht wurde, sich gewaschen hatte, sah er auch den Spülkessel für ein solches Instrument mit ähnliche Bestimmung an und glaubte, der Kessel stehe urretra für ihn da. Als die Wirtin mit der Mehlsuppe hereinkam, tauchte er schon zum fünftenmal seinen Wollkopf in das Spülwasser.

„Heiliger Gott,“ schrie die Wirtin, „jeh wäscht sich der Mensch in meinem Spülkessel! In Gottes Namen, Bursche, wo bist du her? Hoffentlich kein Deutscher, du würdest das ganze Reich blamieren mit deiner bodenlosen Dummheit!“

„Nai, e Dütsche bin i nit, i bi vo Vinze deheim,“ sagte der Toni.

„Von Vinzen? Hat's noch mehr solche bei euch?“ fragte die Wirtin.

„Nai,“ entgegnete er, „i bi d'r einzig Bueb deheim und mi Vatter isch d'r Wagnerfried.“

„Ein Wagner ist dein Vater? Na, die Kut-schen möcht' ich auch sehen, die der macht!“ lachte sie. „Doch komm, jeh dich und is in Gottes Namen, das ist ja doch das einzige Geschäft, das du fertig bringst.“



Und mit dem Ausdruck der Freude im Gesicht setzte sich Toni vor die dampfende Suppenschüssel und vor die prägelten Erdöpfel und ließ es sich wohl schmecken, sintonmalen der Mensch gewöhnlich um so mehr Appetit zur körperlichen Nahrung hat, je weniger er der geistigen bedarf.

Dann, als der Toni von Binzen seine Mahlzeit beendet hatte, faßte er, gekräftigt und erquickt, energisch nach dem Knotenstock. Er sagte: „Adieu und b'hüt Gott,“ und die Wirtin: „Gottlob, daß der fort ist,“ als sich hinter ihm die Türe ins Schloß legte. „Der hätte mir noch weiß was angestellt in seiner Dummheit. Es ist mir gut, daß niemand hier war, als er seinen Wollkopf in den Spülkessel tauchte. Die Gäste würden alle ausbleiben, wenn sie's wüßten!“

Auf der Landstraße begegnete er wieder einem Kunden, der noch defekter als der gestrige aussah. Aus den Schuhen schauten die Zehen, die Hosen waren parzelliert und wiesen die buntesten Flecke auf. Der Rock aber war fadenscheinig und gelb, ein Beweis, daß er schon lange mit Sonne und Regen um die Existenz gestritten hatte. Im Gesicht des Kunden aber lagen der Ausdruck der Schlaueit und das Siegel der Verdorbenheit.

„Grüß Gott, Bruder!“ sagte, dem Toni die Hand reichend, der Gutebel. „Wohin die Reise?“

„I weiß es selber nit,“ entgegnete ehrlich der Toni. „I bi e Schuehmacher und lauf halt, bis i Arbet ha.“ Und weiter erzählte er dem Burschen seine Erlebnisse vom gestrigen Tage.

„Das war aber ein Halunke,“ sagte dieser mit geheuchelter Entrüstung, „der dir mit dem Tornister durchbrannte. Fürwahr, der gehört an Galgen und Rad,“ innerlich aber bedauerte er, daß ein anderer ihm zuvorgekommen war, daß es für ihn keinen Tornister mehr beim Toni zu stehlen gab.

„Aber, was ich fragen wollte: hast du keinen Imbiß bei dir, ich habe heillos Kohldampf, und du wirfst deinen Brotbeutel nicht umsonst haben?“

„Kohledampf? Wo heisch du Kohledampf?“ fragte Toni.

„Im Magen, lieber Freund, hab' ich Kohldampf oder Hunger, wenn du den besser kennst.“

Der Toni hatte ein gutes Herz. Er setzte sich mit seinem „neuen Freund“ unter einen schattigen Nußbaum und teilte brüderlich die noch im Proviantbeutel befindlichen Lebensmittel, Speck und Brot, mit ihm. Dieser ließ es sich trefflich schmecken und nebenbei stellte er seine Betrachtungen an über den Unterschied, der zwischen seiner und Tonis Kleidung bestand, und fand heraus, daß die letztere ihm denn doch besser stehen müßte.

„Weißt du was?“ sagte er nach Verzehrung des Specks, „es ist schon ziemlich heiß heute, und ein kühles Bad könnte uns nichts schaden.“

Also, komm mit, dort drüben, wo die Haselstauden und Weidenbüsche sich hinziehen, muremelt ein Bach. Nix wie hinein in die Flut!“

Der Toni folgte wie ein Lamm, zog, als sie bei besagtem Bach ankamen, die Kleider aus und tappte in das nicht sehr tiefe Wasser, während der „Freund“ noch seine Zehennägel stupte und mit dem Ausziehen gar nicht so pressant hatte, den Toni aber zum Wasserstampfen aufmunterte, so daß dieser weit den Bach hinaufwatschelte.

„Ist aber doch no e weng chalt, des Wasser,“ rief er zurückkommend nach der Stelle hin, wo der Freund gesessen hatte, bekam aber keine Antwort. Der Freund war auf und davongegangen, hatte aber auch Tonis Kleider samt dessen Schuhen mitgenommen.

„D je, o je!“ heulte Toni, als er diese Wahrnehmung machte. „D, Mueter, wenn du des wüßtest. D, was fang' jey ich a? I ha keini Chleider, kei Hämm und keini Schuch meh. D je, o je!“

Und fürwahr, die Lage war kritisch. Da stand er nun als zweiter Adam und war noch schlimmer dran als der erste; denn ohne Zweifel war jener begabter als der Toni, wandelte in der behaglichen Temperatur des Paradieses und verfügte noch überdies über eine Schürze aus Feigenblättern, während Toni gar nichts mehr hatte, seine Blöße zu decken, am ganzen Körper zitterte und zum Flechten einer Blattschürze zu ungeschickt war.

Wenn aber die Not am größten ist, ist gewöhnlich die Hilfe am nächsten; das sollte auch der weinende Toni von Binzen erfahren. Ein Landwirt, der am Säen gewesen war und nun heim zum Mittagessen wollte, hörte auf seinem Wege jemand weinen. Er lenkte seine Schritte nach den Haselstauden des Baches, woher die verzweifelten Töne ihm zu kommen schienen, und traf dort den Toni in seiner verzweifelten Lage.

„Da hört aber denn doch schon verschiedenes auf,“ sagte er, als Toni ihm den Sachverhalt weinend erzählt hatte. „Es gibt aber doch Spitzbuben, die Gottes Sonnenschein nicht wert sind, und,“ fügte er bei, „Leute, mit denen man Kiegelwände einstößen könnte. Aber was nun? Dableiben kannst du in diesem Kostüm nicht, und in deiner Blöße unter ehrliche Christenmenschen laufen, — das geht auch nicht. Doch halt — ich hab's.“ Er schnitt oben ein Loch in den leeren Fruchtsack, der an seinem Arm hing, und streifte ihn über den Toni, so daß von diesem nichts mehr zu sehen war als seine krummen Beine und sein Wollkopf, der zu der eben eingeschnittenen Öffnung des Sacks herausguckte und verwundert der Dinge harrete, die noch kommen sollten.

„Komm,“ sagte der Bauer, „bis ins Dorf

geht's schon, und dort wirst du wieder Kleider bekommen," und geduldig wie ein Lamm folgte Toni, so gut sein Kostüm, das bis zu den Knien reichte und etwas eng war, es zuließ.

Das Gaudium, das die Leute im Dorf hatten, als der Bauer diesen sonderbaren Heiligen in



Das Gaudium, das die Leute im Dorf hatten, als der Bauer diesen sonderbaren Heiligen vorstellte.

Sack und Tasche mit den nötigen Erklärungen vorstellte, läßt sich nicht beschreiben, das muß jeder sich selbst ausmalen. Genug, unter dem Nachlauf der ganzen Gemein-

de wurde er zum Bürgermeister gebracht und dieser dekretierte: „Mariann (das war seine Frau), gibst dem Burjchen eine alte Zwilchhose vom Jörgle und ein Paar von meinen Schuhen, und droben in der Kumpelkammer hängt mein alter Langschöber mit den talergroßen Messingknöpfen, den kann er auch haben, und ein Hemd; dann ist er wenigstens wieder angezogen, wenn auch nicht nach Pariser Mode, es tut's doch. Du aber," wandte er sich an den Ortsdiener, „führst ihn morgen, da er keine Papiere hat — sie waren in der gestohlenen Kleidung gewesen — auf das Bezirksamt, weil man immerhin nicht wissen kann, wie man dran ist mit ihm.“

So geschah es. Der Toni wurde wieder ausgestattet und sah in seiner neuen Montur aus, wie eine Erscheinung aus vergangenen Jahrhunderten. Die alten Zwilchhosen, die der Flecke viele aufwiesen, waren nicht nur viel zu weit, sondern auch einen Viertelsmeter zu lang, so daß sie gigerlmäßig umgestülpt werden mußten. Die Schuhe waren ebenfalls zu groß und machten vorn einen Schnabel wie ein französischer Holzschuh. Der Langschöber aber mit den talergroßen Messingknöpfen, dessen Kragen weit hinauf über Tonis Ohren stieg, schlug beim Gehen mit der Regelmäßigkeit eines Perpendikels an Tonis Waden an.

In diesem Karnevals-kostüm brachte ihn der Ortsdiener andern Tags aufs Bezirksamt, wo er den sonst so ernstern Herren ein homerisches Lachen, wie sie es heißen, abnötigte. Daß sie es hier mit keinem schlechten, sondern mit einem

sehr beschränkten Menschen zu tun hatten, wurden die Herren bald gewahr.

Nachdem sie mit Mühe seine Personalien festgestellt hatten, schrieben sie an seine Eltern und brachten zu deren Kenntnis, daß sie ihren Herrn Sohn zwar gesund und heil, aber in bezug auf seine Kleidung in einem so defekten Zustand bekommen und in Verwahrung genommen hätten, daß ein baldiges Heimholen desselben nötig erscheine und man daher der Ankunft der Eltern zu diesem Zweck entgegen-sehe. Weiterreisen könne man den Toni mit gutem Gewissen nicht lassen, weil man befürchten müßte, daß ihm bei Gelegenheit noch die Nase gestohlen werden könnte.

Und Tonis Eltern kamen, sahen und staunten und nahmen ihn wieder heim, weil die Lorbeeren, die er auf seiner zweitägigen Tour gepflückt, denn doch einen zu bitteren Geschmack hatten, und der Profit, den er gemacht, just nicht zum Weiterwandern aufmunterte.

Seither sitzt der Toni, da ihn sein Meister absolut nicht mehr haben wollte, auf seiner Eltern Stube und sohlt Schuhe und Stiefel, und das ist für unsern Toni das gescheiteste.

### Der zwiefache Feind.

Von L. vom Vogelsberg.



Das Jahr 1812 ging seinem Ende zu. Der Winter war hart gewesen von allem Anfang an, auch in dem kleinen Dorfe Werdenberg im Land der untern Elbe. Zwar die Kälte hätte man ertragen, daran war man gewöhnt, weil's in früheren Jahren auch nicht viel anders gewesen war. In dem

Dorf war seither noch niemand verhungert, aber jetzt waren sie nicht mehr allzuweit davon. Denn die Franzosen lagen im Land seit Monaten, und Werdenberg hatte sein gestrichen Teil davon. Wenn's noch deutsche Rheinbundtruppen gewesen wären, so hätte man wohl ein übriges getan, weil's deutsches Blut war. Die aber hier lagen, waren schwarzhaarige, gelbhäutige Kerle aus dem innersten Welschland, freches, anmaßendes Pack, denen die ehrlichen Bauern je eher je lieber die Schädel verdroschen hätten.

Das war freilich leichter gehofft als getan. Denn die Franzmänner saßen noch zuhause im Land, trotzdem ihr Kaiser sie in Massen nach Rußland geschleppt hatte, um sie seinen Hirngespinnsten zu opfern. Die hier aber mußten im

Lande bleiben, denn deutsch und welsch war nun einmal zweierlei, und wenn die Sache im Reiche des Zaren schief ging, dann mochten wohl die Fäuste der Elbbauern nur allzu rasch auf französischen Rücken tanzen.

Eine klingende Kälte lag über dem Land und die zwei Stunden entfernte Elbe hatte an den Ufern eine Eiskruste angelegt. Es war Neuschnee gefallen über Nacht, nicht viel höher als zwei Finger; aber er blieb liegen auf den Dächern und den ragelassen Ländern und schuf mit dem grauerhangenen Himmel ein wenig tröstliches Bild.

Auch das größte und stattlichste Haus im Dorfe, dem Amtmann David Christian Pilatus gehörig, lag unter der weißen Decke mit samt seinem Garten, der sich, von einer hohen Mauer umgeben, zur Seite des Hauses hinstreckte. Trostlos leer lag das hübsche achteckige Gartenhaus mit seinem Gitterwerk aus dünnen Latten, und von den Beeten, auf denen im Sommer Goldlack, Rosmarin und Ringelblumen eine artige bunte Gesellschaft bildeten, war kaum etwas zu sehen.

Vom Kirchturm herunter dröhnte rosig und verdrossen die dritte Nachmittagsstunde. Es gab einen seltsamen Klang, fast schien es, als blieben die Töne in der kalten Luft stehen und nähmen nur stockend ihren Weg weiter bis zur Elbe hinüber.

Mit dem letzten Schlag tat sich die Tür am Hause des Amtmanns auf und Herr David Christian Pilatus erschien auf der obern Stufe mit einem jungen Mann. Die zwei waren in ihrem Außern himmelweit voneinander entfernt: der Herr Amtmann stattlich, behäbig und mit einem Gesicht, das bei aller Selbstzufriedenheit auch ein gut Teil Selbstsucht auszudrücken schien. Denn obzwar Herr David Christian sein recht wohlhätiges Auskommen hatte, glaubte er doch, daß die Pflichten gegen das eigene Ich die höchsten seien. Zu dieser Auffassung schien auch der schöne tiefblaue Frack mit den dunkelgrünen Hosen und den weißseidenen Strümpfen zu stimmen, denen man es auf den ersten Anblick ansah, daß sie die Hülsen eines respektablen Mannes waren.

Der Junge, der da vor ihm stand, hatte nichts gemein mit ihm. Er steckte in einem billigen, bräunlichen Anzug und die Dürftigkeit schien immer mit ihm zu sein. Auch die Gestalt war mager, schlank, wenn auch lang und breit in den Schultern. Schön war das Gesicht des jungen Menschen mit den kurzgeschnittenen, schwarzen Haaren und dem kleinen Bärtchen nicht, wenigstens für den flüchtigen Beschauer. Sah aber einer genauer hin, dann taten's ihm die Augen an, diese großen, braunen, schwärmerischen Augen, aus denen ab und zu ein bald begeistertes, bald drohendes Feuer brach; diese Augen, die ein wahrhafter Spiegel der Seele dieses langen Menschen zu sein schienen.

Dieser Mensch war der Studiosus der Medizin Johann Gottlob, genannt Hans Wildling, der Einzige des wackern Schulmeisters von Werdenberg.

Die Gasse war leer, als die beiden oben auf der Treppe standen; dennoch sah sich der stattliche Amtmann vorsichtig ein paarmal nach allen Seiten um, ehe er dem Studenten die Hand reichte.

„Gehab dich wohl, Hans,“ sagte er dabei mit einer Art väterlicher Mahnung, „und halt den Schnabel. Die Herren im Land verstehen keinen Spaß in solchen Dingen.“

Mit einem heftigen Hinauschieben der Schultern unterbrach der lange Studiosus den freundlichen Rat.

„Allen Respekt vor Euren Worten, Herr Amtmann, aber wer ist hier Herr im Land? Die preußische Majestät, dent' ich! Aber Gott sei's geklagt, daß manche Lumpen ehrliche Deutsche eines Bessern oder Schlechteren belehren wollen!“

Heftig erschrocken faßte der Amtmann mit beiden Händen nach dem Zornigen.

„Hans, du Haimonskind, denk doch an deinen alten Vater! Und zu ändern ist ja da doch nichts.“

„Mein ehrlicher Vater denkt um kein Haar anders als ich!“ knurrte Hans Wildling. „Und was das andere angeht, so wird der Herrgott schon seine Pläne haben mit uns. Und, mit Verlaub, Herr Amtmann: Euch könnt's nicht schaden, wenn Ihr Euch einmal das Büchlein von dem Professor Fichte anguckt. Reden an die deutsche Nation heißt das.“

Er brach ab und sah finster die Dorfstraße hinunter; dort tauchten zwei Menschen auf. Der eine war ein französischer Offizier in der Uniform der Linienregimenter, ein Mann kaum von Mittelgröße, aber dennoch ein schöner Mann mit fast zigeunerbraunem Gesicht und blauschwarzem Haar. Er schien ganz Galanterie, ganz Beweglichkeit, die nur eine Ergänzung des unstäten, wenig aufrichtig erscheinenden Blickes seiner schwarzen Augen zu sein schien.

Der Offizier war der Kommandant der in Werdenberg liegenden Truppenabteilung, der Kapitän Michel de Fronsac, der sein Quartier im Hause des Amtmanns bezogen hatte; und das Mädchen neben ihm war Ilse Pilatus, die Älteste David Christians.

Der Amtmann trat unruhig von einem Fuß auf den andern, aber der Studiosus beachtete die Mahnung nicht. Er blieb stehen und betrachtete finster die Näherkommenen.

Als sie heran waren, begrüßte der Kapitän den Amtmann mit einer lässigen Handbewegung. „Bon jour, Monsieur Pilatus! Nix Neues?“

Herr David Christian verneinte mit verlegenerem Händereiben und einem noch verlegeneren

Lächeln. Seine Tochter aber senkte errötend das schöne blauäugige Gesicht und sah interessiert auf die Stufen der Treppe.

Da wandte Hans Wildling dem Franzosen das Gesicht zu und in seinen Augen funkelte es. „Neuigkeiten wollen Sie wissen? Ich kann Ihnen welche sagen!“

Einen verächtlichen Blick warf der Kapitän auf den langen Menschen, dann betrachtete er ihn spöttisch lächelnd von oben bis unten.

„Ah, Er weiß Neuigkeit? Très agréable!“ In des Studenten Gesicht zuckte der grimme Spott.

„O ja, angenehm ist das schon, wenn auch nicht für Sie: es gibt keine »Große Armee« mehr!“

Und ohne ein Wort weiter zu sagen, wandte er sich um und ging gemessen seines Weges.

Die drei Menschen auf der Treppe aber standen wie vom Donner gerührt, bis der Kapitän anfang zu lachen.

„Ce crétin! Dieser Narr! Was er wünscht, das glaubt er, daß es ist. Aber er soll sein Maul halten, sonst . . .“

Dem Amtmann und seiner Tochter aber schienen die rätselhaften Worte in die Glieder gefahren zu sein. Keines sagte ein Wort und die drei gingen in bedrücktem Schweigen ins Haus.

Hans Wildling war unterdessen seines Weges gegangen, mit finster zusammengezogenen Brauen und gesenktem Kopf. Französische Soldaten begegneten ihm, lachend, schwachend und in der gut deutschen Winterkälte frierend und klappernd. Vor den letzten Häusern rief ihn eine Stimme an. Nachlässig wandte er den Kopf.

Da stand vor der Thür eines mächtig großen Hauses ein Bauernbursch, hünenhaft von Gestalt, mit hellem Flachshaar und wasserblauen ruhigen Augen. Trotz der Kälte stand der Bursch in Hemdärmeln, die Daumen in die Hosenträger gehängt.

Als der Studiosus stehenblieb, ging er auf ihn zu, auf den Fußspitzen, als habe er eine große Heimlichkeit, und seine breite Brust arbeitete mächtig. Den Hans Wildling faßte er am linken Arm und zog ihn herüber.

„Du, Hans, red ein Wort: sag, ist es wahr?“ Und als der andere keine Antwort gab, wurde er dringlicher: „Mit den welschen Kerlen und den Russen?“

Hans Wildling nickte.

„Ja, Peter, ich hab's läuten hören, aber vorläufig schweig still: Moskau soll verbrannt sein, der französische Menschenschinder ist geschlagen, sein Heer liegt in Rußland!“

Der Peter Nieß gab ihm einen Puff, daß ihm Hören und Sehen verging, drehte sich auf dem Absatz dreimal im Kreis und schrie vor Vergnügen, daß dem andern die Ohren gelitten.

Doch plötzlich hielt der Hüne wie in heftigem Erschrecken inne, sah sich schein um und lief ins Haus. Hans Wildling aber ging mit stillem Lächeln nach dem letzten Haus, in dem er verschwand.

Der seit Jahren verwitwete Schulmeister Wildling saß an seinem einfachen Tannenschreibtisch und ließ eifrig den Kiel über das Papier gleiten. Beim Eintritt des Sohnes hob er den flugen, feinen Kopf und reckte den leichtgekrümmten Rücken.

„Nun, Hans?“ sagte er, indem er den Federkiel beiseitelegte und seinen langaufgeschossenen Sprößling erwartungsvoll ansah.

Der Studiosus zuckte leicht die Achseln und stellte sich mit dem Rücken vor den Ofen, obgleich in dem Zimmer eine sehr behagliche Wärme herrschte.

„Nichts, Vater, es sind alles nur Hoffnungen und Wünsche, aber keine bestimmten Nachrichten.“

Der alte Wildling wiegte nachdenklich den Kopf.

„Doch, Bub, es muß so sein. Vorhin war der alte Kienast von drüben hier. Der sagt, daß sie überall Siegesnachrichten ausposaunen und — der Kaiser ist in Paris . . .“

Dem Studiosus gab es einen Ruck.

„Also doch!“ Ein starkes Rot stieg in seine hagern Wangen und er begann mit hastigen Schritten in der Stube auf und ab zu gehen. „Also doch! Und nun gebe Gott, daß sie die Zeit und den Weg erkennen!“

Der Alte stand auf und trat neben den Sohn, den er an Körperlänge nicht erreichte. Und seine hellen Augen begannen zu strahlen und zu leuchten, als er sagte: „Sieh, Hans, du hast nicht mehr weit zum Doctor medicinae, und die Zeit, die dazwischen liegt, ist mir sauer geworden, arg sauer, denn hier in dem Nest, so lieb es mir ist, hat noch keiner mit dem Vater ein Vermögen erworben. Und es mag die Zeit kommen, wo alles Sorgen und Mühen und Hoffen vergeblich gewesen ist; die Zeit, Bub, wenn — dein König ruft . . .“

Eine Weile sahen sich Vater und Sohn stumm an; es verschlug ihnen etwas die Rede und in ihren Augen stand das helle Wasser, bis sich endlich der Zunge über die Greisenhand beugte.

„Hab Dank, Vater, daß du mir das von der Seele genommen hast, denn hundertmal hab' ich dich fragen wollen und den Mut nicht dazu gefunden. Jetzt aber, Vater.“ — er reckte sich hoch auf, um gleich darauf wieder in sich zusammenzusinken — „und wenn der König nicht ruft?“

Der Greis schüttelte den Kopf.

„Das gebe Gott, daß er's tut. Und er wird es tun. Es gärt im Volk gewaltig. Wie ein Pulverfaß ist das Preußenland, dem nur noch der zündende Funke fehlt. Und dann, mein

Kind, sollst du nicht fehlen, denn du kämpfst gegen einen zwiefachen Feind!"

Ernst sah er dem Sohn ins Gesicht und der senkte den Kopf, traurig wie ein Geschlagener.

"Du hast recht, Vater. Aber was wär' dabei, wenn's ein ehrlicher Feind wär' und ein ehrlicher Kampf. So aber . . . Und wenn ich den Strauß wage, bleibt mir nicht auch beim Sieg der Makel? Ein deutsches Mädchen und ein Welscher . . . Ich wollt' ihr das Glück gönnen, wenn's eins wär. Aber er meint's ja nicht ehrlich, der Schuft. Und das verblendete Kind rennt mit offenen Augen ins Verderben, geleitet vom Vater . . ."

Der alte Gotthelf Wildling wiegte nachdenklich den Kopf.

"Mach dir keine trüben Gedanken, Bub! Kommt Zeit, kommt Rat. Ein bißchen obenaus ist die Ilse Pilatus von allem Anfang an gewesen, sie war keine von meinen Besten. Da hat der Amtmann auch sein Teil Schuld dran. Aber schlecht, nein, das glaub' ich nicht. Und über kurz oder lang werden ihr die Augen aufgehen."

Der lange Mensch atmete schwer.

"Mag sein, Vater, daß es so kommt. Aber eins will ich dir sagen: ich will's ihr verzeihen, wenn's eine Kinderei bleibt; kommt es weiter, dann denk' ich dran, daß ich Deutscher bin, — ich will kein Franzosenlieb!" Und die Fäuste gegen die Augen pressend stieß er hervor: "Es ist eine Schmach . . ."

Begütigend legte ihm der Alte die Hand auf die Schulter. "Beruhig dich, Bub! Du hast ja so recht. Will sie nicht, dann such dir ein deutsches Mädcl, — blühen ihrer genug im Land!"

Hans Wildling nickte trübe; er hatte ja so recht, der Vater, aber dennoch . . .

Mit einem schweren Seufzer wandte er sich um und sah in die sinkende Nacht hinaus. Der alte Schulmeister aber holte eine Kerze, und bei ihrem blaffen Licht begann er wieder eifrig zu schreiben. Es sollte ein kleines Buch geben mit dem Titel "Die Franzosenplage in Werdenberg."

Es klopfte und stampfte auf einmal draußen vor der Thür, und ohne die Einladung abzuwarten, stürmte eine vermummte Gestalt in die Stube, eine Gestalt, lang, krumm und schief gezogen und in einen Haufen Hasen-, Fuchs- und andere Pelze eingewickelt, die wohl auch nicht auf Grund ehrlicher Jagdgerechtigkeit erworben waren.

"Kienast? Ihr schon wieder?" rief Gotthelf Wildling aufs höchste überrascht und ließ vor Erstaunen die Feder fallen, die er eben erst sorgsam zurechtgeschnitten hatte.

Der Landläufer, Wilddieb und Tausendfassa Jeremias Kienast ließ sich ächzend in einen Stuhl fallen und schnaubte wie ein Sterbender: "Wenn Ihr einen Korn hättet, Herr Magister!"

Und während der Schulmeister gäh, um hastig das Verlangte in ein nicht allzu kleines Glas einzugießen, schälte Herr Herr Jeremias Kienast sein rotes, halb gutmütiges und halb pflüßiges Gesicht aus der Pelzkapuze, strich den langen, grauen Knebelbart glatt und tat einen tiefen Atemzug, währenddem er nach dem Schnaps hinüberschielte. Dabei fiel sein Blick auf Hans Wildling.

"Ah, guck an," sagte er offenbar erfreut, "der Herr Medikus ist auch hier?" Er dämpfte die Stimme. "Ihr wißt wohl schon, Meister Hans?"

Indem er das Glas hinuntergoß, schielte er aufmerksam nach dem Studiosus hinüber; daß dieser den Kopf schüttelte, erfreute ihn offensichtlich. Mit einer großartigen Bewegung hielt er daher dem gütigen Geber das leere Glas hin.

"Ich dächte, das, was ich euch zu sagen hab', ist zwei Schnäpse wert!"

"Was Neues?" fragten Vater und Sohn wie aus einem Munde.

Der Landläufer ließ das gebrannte Wasser über die Zunge laufen, als sei es flüssiges Gold. Dann schwieg er eine Weile und betrachtete nachdenklich das leere Glas; offenbar aber widerstrebte es ihm, ein drittes zu fordern, wenigstens vorläufig, und deshalb sagte er: "Jawohl, etwas Neues! Ich war schon halb zu Hauje, da hab' ich's gehört; dänische Schiffer haben's gebracht, brühwarm, und wahrhaftig, kein Zweifel ist erlaubt . . ."

"Was?" kam die Doppelfrage wieder, ungeduldig und drängend.

Der alte Spitzbube fuhr sich behaglich mit der Zunge über die Lippen, sah die beiden vor Erwartung Brennenden pflüßig an und sagte mahnend: "Nun spitzt die Ohren und brüllt nicht gleich Hurra: die Russen haben die Große Armee an der Beresina zerschmettert! . . ."

Es gab kein Hurra, gar nichts. Lorenz still blieb's in der Stube. Endlich tat der Alte einen tiefen Atemzug und sagte: "Bub . . ."

Und der Junge flüsterte: "Vater . . ." Dabei klang's, als wollte ihm der Jubel die Brust zersprengen, bis sich Gotthelf Wildling über die Augen fuhr und meinte: "Gott hab' sie selig, die zwanzigtausend Preußen, die dabei waren."

Diesen Nachruf jedoch begleitete Herr Jeremias Kienast mit einem gemütsrohen Lachen. "Laßt die Gefühle beiseite, Herr Magister, und gebt mir noch einen — dann sag' ich Euch etwas, daß Ihr vor Wonne an die Decke springt!"

In seiner Hast vergoß der alte Wildling etwas von dem kostbaren Raß; Kienast leckte daher erst in aller Gemütsruhe den Rand und die Außenwände des Glases ab, ehe er sich des Inhaltes selbst annahm. Dann setzte er es mit einem melancholischen Blick auf die Ofenbank, strich sich den Bart und maß voll Zufriedenheit seine Zuhörerschaft.

Jetzt, Landsleute, haltet den Atem an: die zwanzigtausend Preußen liegen nicht in der Beresina — die sind mit dem General Yorck vorher zu den Russen hinüber . . .“

Er konnte nicht weiter, die zwei Wildling, er alte und der junge, schrien wie besessen, daß die Wände wackelten. Und da Herr Jeremias Kienast nichts Besseres zu tun wußte, hrie er eben mit. Schön klang dieses Terzett nicht, aber den drei Menschen war das Herz so voll Jubel, daß ihnen die eigenen Stimmen wie Engelsmusik klangen.

Der Yorck!“ jagte der alte Wildling, als er der Sturm gelegt hatte, und seine Stimme ar wie ein Lieblosen.

Jeremias Kienast aber rüstete sich zum Aufbruch. Und der alte Wildling nahm die Flasche, der ohnehin nicht mehr viel des edlen Trankes ar, und schob sie dem Landläufer in den Mantel, draus hin Kienast versprach, sie demnächst wieder zurückzubringen, leer natürlich.

Als er draußen war, stellte sich der Magister Gotthelf zitternd vor seinen Sohn.

„Geh, Bub, nun jag's den andern! Die Freude haben wir nicht allein.“

Und während Hans Wildling in den kalten Hinterabend stürmte, murmelte der Alte hinter ihm her, zärtlich wie eine Mutter: „Der Yorck zu den Russen, der Yorck, der Yorck . . .“

Wie ein verhaltenes Zittern ging's an diesem Abend durch das Dorf; die Augen glühten und die Hände ballten sich zu Fäusten, daß den einartierten Franzosen ganz unbehaglich zumute ward. Sie wußten nicht, was da geredet wurde, aber aus den nicht eben freundlichen Blicken ahnten sie entnehmen, daß sie keine geringe Rolle dabei spielen. Nur ein Wort verstanden sie, das hundertfältig wiederholt wurde: „Der Yorck . . . der Yorck . . .“ Und dabei leuchteten die Augen und die Arme zuckten.

Es schlug zehn, als Hans Wildling wieder nach Hause eilte. Alles flog an ihm vor Freude; er satt sich zu beruhigen, war er nur noch erregter worden. Nun stand er vor dem Hause des Amtmanns Pilatus, und die Freude verslog. Dort saß er, der zwiefache Feind . . .

Wie einer plötzlichen Eingebung folgend, öffnete er das Gartenpfortchen und trat in den schimmernen Garten. Er kannte hier jeden Fuß breit Landes; hatte er doch oft genug in seinen anderjahren mit der Zise hier herumgetollt.

Nun schlich er an die Rückseite des Hauses; hatte sich nicht getäuscht: die Läden waren noch nicht geschlossen und er konnte in das hellleuchtete, zu ebener Erde gelegene Wohnzimmer rücken. Wie behaglich das da drinnen aus sah. Da saßen sie um den runden Tisch: der Herr Amtmann und die Frau Amtmännin, dann die Zise, doppelt schön mit dem von Wärme und Licht überhauchten Gesichtchen — und neben ihr

der Herr Kapitän. Er ballte die Fäuste, als er dieses trauliche Nebeneinander sah. Früher hatte er oft genug den Platz des Welschen eingenommen . . .

Ein toller Entschluß blitzte in ihm auf, mit ein bißchen Bosheit darunter. Leise trommelte er ans Fenster; man hörte ihn nicht. Da klopfte er stärker. Erichrocken hob man drinnen die Köpfe und der Amtmann stand auf und kam mißtrauisch und mit zögernden Schritten auf das Fenster zu.

„Ich bin's!“ flüsterte der Studiosus.

Da öffnete der Amtmann und tat eine erstaunte Frage. In Hans Wildling aber glomm wieder die Freude auf.

„Herr Amtmann,“ wisperte er, „schlagen Sie nicht Kobolz vor Vergnügen: die Große Armee liegt in der Beresina und der preußische General Yorck ist mit seinem Korps auf und davon!“

Und fort war er. Hinter ihm klornte das Fenster.

Hans Wildling lief heim. Dort in der kleinen, bescheidenen Stube saßen sie noch zusammen und auch der Peter Kieß kam noch dazu. Hundert Pläne schmiedeten sie und verwarfen sie wieder; dabei tat's ihnen der Alte in allen Dingen zuvor. Sein gut deutsches Herz besand sich in einer ständigen Wallung der Freude, und seine Hoffnungen stiegen ins Ungemessene.

Da fiel auf einmal die Frage, ob sie nun der Gotthelf Wildling tat oder der Peter Kieß: „Der Hans muß ja doch bald wieder nach Berlin zu den Professoren, da ist er ja am nächsten dran, sich anwerben zu lassen.“

Es gab eine plötzliche Stille und der Hans wurde ganz blaß und biß die Zähne zusammen. Der Alte sah ihn erschrocken von der Seite an und sein Herz krampfte sich zusammen: ob sein Bub mit der Begeisterung doch nur Komödie gespielt hatte? Und ob's die blaße Furcht war, die ihn auf einmal so dasitzen ließ?

Der Peter Kieß gab die Lösung. Zwar war er sonst mit den Fäusten viel weiter voran als mit dem Hirnkasten, aber in diesem Augenblick traf er den Kern. Mit einer Art Zärtlichkeit legte er die gewaltigen Hände auf die Knie des Freundes und bat: „Du Hans, laß doch die Franzosendirne . . .“

Gotthelf Wildling tat einen tiefen Atemzug: also das war's! Und dann stellte er sich hinter seinen Buben und faßte mit beiden Händen seinen Schopf: „Auch ich bitt' dich, Hans; es tut kein gut!“

Doch der Studiosus schüttelte nur mechanisch den Kopf. „Sie ist nicht so, wie ihr denkt, sie tut nur so. Und ich hab' sie lieb, so lang ich sie kenne.“

Der Peter Kieß rieb in der Verlegenheit seine großen Fäuste gegeneinander; dann räusperte er sich und nahm einen Anlauf.

„Vahrer Sinkerder Bote für 1915.“



„Doch, sie sind alle so, der Alte vorweg, der ist ganz französisch; der tut, als wenn er ein Mann wär', und ist doch keiner. In Ruh' soll man ihn lassen, damit seine Behaglichkeit nicht gestört wird; derweil kann daheim und draußen alles drunter und drüber gehen.“

Das letzte griff Hans Wildling auf.

„Darum sag' ich ja: das Mäd'el kann nichts dafür, der Alte gibt keine acht auf sie und sie geht ihre eigenen verschobenen Wege, bis einer kommt und ihr den Weg weist.“

Aber weder der Vater Gotthelf noch der hellhörige Bursch waren zu überzeugen.

„Hans, ich will's dir sagen: er hat versprochen, sie mit nach seinem Welschland zu nehmen, und das glaubt sie dem Lügner aufs Wort. Und der Amtmann stimmt zu. Ich hätt' ihn prügel'n können.“ Der Peter Nieß stand auf. „Will's ja hoffen, dir zulieb, daß die Sach' noch klar wird, eh's zu spät ist. Und nun muß ich gehen. Gute Nacht, beiderseits!“

Mit schweren polternden Schritten stapfte der Hüne aus der Thür. Lange hörte man ihn noch draußen pfeifen; es war ein Spottlied auf Napoleon.

Dichter und dichter fiel der Schnee; und keine Kunde kam von draußen in das Dorf. Auch der alte Kienast blieb fern. Daß aber etwas im Werk war, sah man daran, daß der Kapitän de Fronsac trotz des Schnees eifrig mit seinen Leuten exerzierte. Das heißt, er exerzierte nicht im Schnee, sondern er hatte wohlweislich eine Anzahl Einwohner gepreßt, die den Platz gründlich fegen mußten. Und seine Tapferen waren den letzteren gegenüber anmaßender denn je.

Die Bauern verhielten sich ruhig, weil sie mußten. Denn in der Umgegend waren die Truppen verstärkt worden und ein Losschlagen wäre Unsinn gewesen. Es war eine dumpfe, drückende Zeit; keiner wußte, wie die Dinge standen, und das nahm ihnen den Mut. Wohl war zu hoffen, daß man drüben im Kirchdorf Neues erfahren würde; aber der Schnee lag so hoch, daß selbst am Neujahrstag der Besuch des Gottesdienstes drüben unmöglich war.

Aber vierzehn Tage später waren die Wege ziemlich frei. Es hatte Tauwetter gegeben, der Schnee ging fort und bald darauf froh es wieder. So zog denn am folgenden Sonntag das halbe Dorf hinüber zur Kirche.

Gedrängt voll war das schlichte, weißgetünchte Gotteshaus; viele standen, und alle vermeinten, es sei ihnen noch nie so feierlich zumute gewesen. Von den Franzosen war niemand da; einmal verstanden sie ja doch die „barbarische“ Sprache nicht, und dann hockten sie lieber beim Spiel.

Tiefe Stille lag in dem Haus, als der silberhaarige Prediger auf die Kanzel stieg. Er glich so gar nicht äußerlich dem frommen Gottes-

mann. Auf den breiten festen Schultern saß ein scharf gemeißelter, stolzer Kopf mit glattrasiertem Gesicht und hellen, scharfen Augen, denen man nachsagte, daß sie jedem Nichtsnut im Kirchspiel bis auf den Grund seines verstockten Herzens sähen. So soldatenhaft stramm sah dieses Gesicht aus, daß es mehr als einmal nicht zu Unrecht mit dem eines frederizianischen Generals verglichen worden war.

Tief und voll klang das Organ des Geistes durch den Raum. Hell und scharf fielen die Worte des Schrifttextes vom Sieg Gideon über die Philister. Wie sie unten die Ohrspitzen und lauschten, auch die auf der ersten Bank, die Familie des Amtmanns, ohne den Amtmännin, und die beiden Wildling!

Drohend scholl es herunter von der Kanzel von denen, die den Frieden der Völker stürzen und die Menschen in Not und Elend stoßen. „Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden! Auge um Auge, Zahn um Zahn! War das die Welt des Erlösers?“

Dort unten bebte die Erregung. Ja, das war sie, aber ein Deutscher kündete sie; einer, der in seinem Volke fühlte und litt, der zum heiligen Kampfe rief wider die Gewalt und die Schmach.

„Gott ist die Hoffnung, und die Hoffnung ist mit euch. Mit Mann und Ros und Wagen hat sie der Herr geschlagen! Der Frühling naht, der Welt und den Menschen! Glaubt und hoffet, — Gott verläßt keinen Deutschen! Braufender Jubel durchhallte das Haus.“

„Gott mit uns! Gott mit uns!“ Dröhnend strömten die Orgellänge um Menschen, die mit nassen Augen ein frommes Kirchenlied sangen. Und in ihrem Herzen war es ein Kriegslied und ein Flehen um den Sieg.

Vor dem Altar stand der Geistliche und segnend die Hände. Dann strömten sie aus der Kirche, erschüttert, heiß bewegt. Mit flackernden Augen standen die beiden Wildling vor den Geistlichen. Und der hielt die Hand des jungen Studiosus in der seinen mit festem Druck.

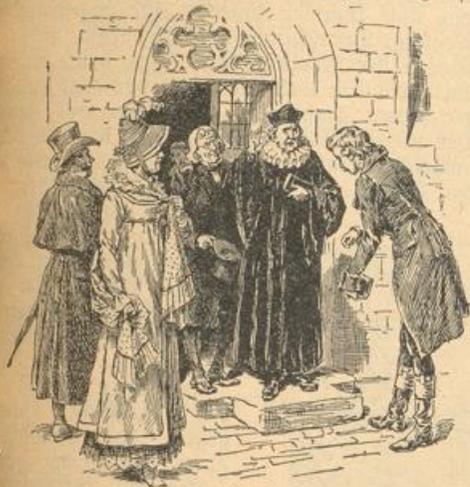
„Geh, Hans, und Gottes Segen mit dir. Denk immer daran, daß du deutschen Stamm bist, und deutsch bleibe, innen und außen!“

Langsam, ganz langsam hatten sich die Werderberger auf den Weg nach ihrem Dorf gemacht. Vor der Kirche wartete der Amtmann Wiland auf den Schulmeister. So gab sich's, daß Hans neben Ilse kam.

Stumm gingen sie nach kurzem Gruß ein Weile nebeneinander her. In der Brust des jungen Mannes wogte das Erlebnis des Gottesdienstes noch gewaltig auf und ab, so gewaltig, daß er sich fast schämte, neben dem „Franzosenlieb“ daherzugehen. Wie Haß keimte es in ihm auf; dort oben im Norden reckte das Volk die Glieder und stählte die Arme zum verzweifel-

Kampf um die Heimat, das Vaterland. Und die hier neben ihm empfand nichts dergleichen; sein Wort, nichts deutete darauf hin, daß auch sie seines Stammes war.

Sie hatten schon fast den halben Weg zurückgelegt, da fragte Ilse Pilatus unvermittelt: Warum bist du eigentlich neulich ans Fenster



„Geh, Hans, und Gottes Segen mit dir!“

gekommen statt ins Haus? Der Vater fand das sehr merkwürdig!

Er blieb stehen und sah sie von der Seite an, mit zornbrennenden Augen.

„So, das fragst du mich?! Weißt du nicht, daß sich ein guter Deutscher niemals in solcher Gesellschaft wohl fühlt?!“

Mit einem kaum merklichen spöttischen Lächeln zog sie die Schultern hoch.

„Auf einmal? Hast ja doch früher nie an uns Anstoß genommen!“

„Von euch ist nicht die Rede,“ sagte er ruhig; „das weißt du so gut wie ich. Und ich wünschte wahrhaftig manchmal, du dächtest noch an früher.“

„Das tu ich ja auch noch,“ meinte sie leichtsinnig, „deshalb kann ich aber doch Herrn de Fronsac als angenehmen Gesellschafter finden!“

Sie waren während des Gesprächs unwillkürlich immer rascher gegangen; jetzt blieb Hans Wildling mit einem plötzlichen Ruck stehen, mit bleichem Gesicht.

„Du, Mädel,“ sagte er und faßte mit hartem Griff ihr Handgelenk, „du, was hast du, was willst du von dem Welschen?!“

Offenbar belustigt betrachtete ihn Ilse.

„Was ich von ihm will? Nichts. Aber er, er will mich zur Frau!“

Da geschah's, daß der lange Mensch den linken Arm um die Schultern des jungen Mädchens schlang und zu ihr sprach, wie ein gütiger Mahner: „Kind, gib dich doch nicht selbst ver-

loren. Liebest du ihn, gut, ich würde dir recht geben; aber du kannst ihn nicht lieben, denn er ist schlecht, und an dich denkt er nicht mehr, sobald er und seine Bande auch nur über die Elbe gejagt ist. Und dann ruht auf euch die Schmach, auf dir und deinem Vater, ein Jahrhundert lang. Franzosenfreunde — das ist mehr als ein Schimpf!“

Ilse hatte geschwiegen dazu, nur manchmal ging es wie ein unwilliges Zucken um ihre Schultern. Und nun machte sie sich los.

„Was hilft das alles? Ich mag ihn nun, er ist ganz anders wie ihr, immer höflich, immer lebenswürdig. Das ist doch Kultur; aber ihr, ihr seid so tappisch wie die jungen Hunde.“

Hans Wildling nickte trübe.

„Ja, das Lügen und Betrügen ist uns nicht gegeben. Wir können unsere Gefühle nur in einfache Worte kleiden und in ehrliche Handlungen.“

Betroffen sah ihn das Mädchen an.

„Wie meinst du das?“

Er aber winkte ab.

„Daß das Fragen, es hat keinen Sinn.“

Schon kamen die ersten Häuser von Werdenberg in Sicht, da blieb Hans Wildling noch einmal stehen und sah das Mädchen an mit klarem Blick.

„Sag, Ilse, und wenn nun dein Liebster fiel?“

Mit weitaufgerissenen, entsetzten Augen starrte sie ihn an, dann bekam sie einen roten Kopf und senkte den Blick.

„Mein Liebster ist er nicht, so wie du das meinst! Und dann: gegen wen sollte er fallen?“

„Gegen ein Volk, das sich auf sich selbst bezogen!“

Sie schauerte zusammen unter den seltsamen Worten. Er aber sprach weiter, ruhig und sicher.

„Siehst du den klingenden Frost? Der deutet auf ein eisernes Jahr. Und in diesem Jahr wird alles niedergedrückt, was undeutsch und falsch und unwahr ist. Hüte dich, Ilse!“

Er reichte ihr die Hand zum Abschied, sie aber sah ihn an mit lachendem Gesicht.

„Der wahre Prophet! Wenn nur alles so kommt!“

„Geh' es Gott!“

Der alte Wildling und der Amtmann waren inzwischen herbeigekommen. Forschend betrachtete Gotthelf Wildling den Sohn und das Mädchen, dann kniff er die Lippen ein und nahm Abschied. Aber ehe er noch gehen konnte, tauchte neben den vieren eine über und über in Pelze gehüllte Gestalt auf: Jeremias Kienast. So erhitzt und aufgereggt war er, als hätte er zehn „Korn“ auf einmal getrunken. Nichtsdestoweniger hatte er heute noch nicht einen einzigen genossen.

„Meine Herren,“ sagte er hastig und nestelte

an dem grauen Knebelbart, „ich hab' nicht lang Zeit, aber ich will euch was Schönes sagen: der York hat sich mit dem russischen Kaiser verbündet und der Preußenkönig sucht freiwillige Jäger!“

Er machte eine komisch-respektvolle Verbeugung vor dem sehr betreten dastehenden Amtmann und machte Miene, sich schnell zurückzuziehen, als einige französische Soldaten in der Nähe auftauchten. Ob nun ein alter Gegensatz zwischen dem Landläufer Jeremias Kienast und der grande nation bestand oder etwas Ähnliches, genug, die Franzosen, unter denen sich ein Sergeant befand, fingen sogleich an zu gestikulieren, als sie den Pelzhühnchen sahen, und schrien ihm zu.

„Ah, voilà le misérable! Halte Sie da! Steh Sie, Verräter!“

Der Jeremias strich sich in herkömmlicher Weise den Bart und besah sich mit zwinkernden Augen die aufgeregten gelben Kerle.

„Schießeisen haben sie nicht!“ sagte er befriedigt. Dann drehte er sich um und setzte sich in Trab, die uniformierte Meute hinterher. Aber da zeigte sich zu aller Erstauen, wie wegefertig der gepolsterte Landläufer war. Er rannte und rannte und ließ die andern weit zurück, bis auf einen; das war der ruppige Sergeant, der wie ein hochbeiniger Windhund hinter ihm herschoß.

„Steh Sie, Elender!“

Aber der Jeremias lief. Da hörte er das Schnauben des Franzmanns dicht hinter sich. Mit einem Ruck blieb er stehen, so daß der Sergeant unvorbereitet einige Schritte über den Verfolgten hinausrannte, dann aber sofort Kehrt machte und mit vor Born grünem Gesicht auf den Schnellläufer zustürzte, indem er das Seitengewehr herausriß.

„Ergeb' Sie sich, infame!“

Aber mit einer blitzschnellen Bewegung griff Jeremias Kienast in seine Pelzsammlung, für einen Augenblick funkelte etwas in der Sonne und dann krachte es dem Sergeanten entgegen. Der warf die Arme in die Luft und fiel um wie ein Klotz. Als die andern heran waren, war der Landläufer verschwunden, als habe ihn die Erde verschlungen.

Die andern kamen hinzugelassen, Soldaten, Bauern, der Amtmann und Ilse und die beiden

Wildling. Aber dem Sergeanten tat kein Zahn mehr weh; kaum, daß man etwas Blut sah. Mitten ins Herz war er geschossen.

Während die Soldaten den Toten nach dem Dorf zurücktrugen, ging der Amtmann mit verstörtem Gesicht neben seiner Tochter. Wenn er auch selbst unschuldig war, so wußte er doch was nun kommen würde: eine ungeheure Erpressung, Vernichtung von Eigentum und neuen Plagen der Werdenberger. Und dann kam für ihn persönlich noch die Angst vor dem Kapitän, der seiner Tochter so eifrig den Hof machte. Der unglückselige Vorfall konnte dessen Gefühl vielleicht erkalten lassen, und das dünkte ihn das Schlimmste an der ganzen Geschichte.

Noch am Mittag begann eine große Streifung auf den verwegenen Landläufer. Aber so viel man auch suchte, Jeremias Kienast war und blieb verschwunden.

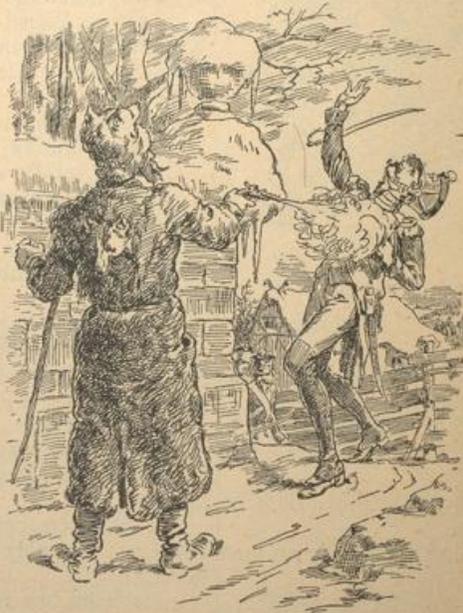
Da kehrte sich die Bu der französischen Vanden gegen das unglücklich Dorf, das an der ganzen Sache nur insoweit beteiligt war, als die Tat in seiner Gemarkung geschah. Monsieur de Fronjac befohl die Aufbringung einer Summe binnen zehn Tagen, die das Dorf zur Ruin bringen mußte. Da nicht alles auf Heller um Pfennig beisammen zu sein zum bestimmten Termin so sollte der rote Hahn einer Anzahl von Häusern aufs Dach gesetzt werden.

Alle Bitten, alle Vorstellungen fruchteten nichts. Der Tyrann blieb

unerbittlich; gleichzeitig ließ er durch seine Soldaten die Leute schinden und pladen, daß es eine Art hatte.

Es lag wie ein Alp über dem Dorf, und Hans Wildling insbesondere brütete gegen seinen zwiefachen Feind. Er war bleich und mager geworden in diesen Tagen; Ilse sah er nicht mehr. Der alte Pilatus schien sich und die Seinen nach jenem Vorfall geflüchtet zu haben. Den Wildling fernzuhalten, als betrachtete sie als mitbeteiligt an der üblen Geschichte.

So kam allmählich der letzte Tag von dem Zahlungstermin heran und noch war nicht mehr als ein Viertel der Summe zusammengekommen. Die unglücklichen Bewohner begannen aus ihren Häusern die wenigen Habseligkeiten zu räumen, um bei mitleidigen Nachbarn Aufnahme



Der Sergeant warf die Arme in die Luft und fiel um wie ein Klotz.

finden. Nachts um zwölf Uhr sollte das Feuer auf die Dächer fliegen, weil sich die Herren Franzosen zu dieser Stunde ein besonders ansehendes Schauspiel versprochen.

Die beiden Wildling sahen um die Dämmerunde zusammen in ihrer bescheidenen Stube und besprachen zum hundertsten Male das kommende Glend. Da flog die Thür auf und Peter Kieß stürmte herein.

„Auf, Hans, nimm den Weg zwischen die Beine: die Welschen suchen dich!“

„Mich?“

Der Bursch wurde ganz aufgeregt.

„Ja, dich! Mach schnell!“

Der Studiosus besann sich nicht lange; hastig warf er einen Mantel über, stülpte den Hut auf und küßte den Vater auf beide Wangen.

„Die Zeit ist da, Vater!“ sagte er ernst. „Behab dich wohl, und auf Wiedersehen, — ich geh zum König von Preußen!“

Der Alte kämpfte schnell das aufsteigende Athem nieder.

„Necht so, Bub!“

Die Stimme brach ihm; er wandte sich ab. Als er sich wieder umdrehte, waren die beiden fort.

Der Peter Kieß hatte sich draußen von dem Freund getrennt und Hans Wildling schlief durch die kahlen Hecken, die sich um das Dorf zogen. Plötzlich verhielt er den Fuß, — aus dem Ort klang das Signal zum Sammeln. Er wachte sich und lauschte; es dauerte eine ganze Weile, ab und zu flog ein Kommandowort zum Vorwärts, bis auf einmal der Marschschritt der Soldaten hörbar wurde. Und nun sah er durch eine Lücke zwischen zwei Häusern, — waren die Franzosen, die in der Richtung nach der Elbe abmarschierten.

Er sprang auf und lief weiter, bis er vor der hintern Seite am Hause des Amtmanns Pilatus stand. Scharf lugte er nach den Fenstern hinüber, von denen zwei matt erleuchtet waren. Das eine davon kannte er nur zu genau: es gehörte zum Zimmer Ilse's. Ein Schatten ging und kam dahinter; mit einem mächtigen Satz schwang er sich über den Zaun und klopfte an das Fenster. Es wurde hastig geöffnet und Ilse erschien in dem hellen Rahmen.

„Du?“ sagte sie, und er merkte ihr die Enttäuschung an.

„Ja, ich!“

„Was willst du denn?“ Er merkte, wie sie Miene machte, das Fenster wieder zu schließen.

„Was ich will? Abschied nehmen!“ sagte er trotzig.

Sie nagte an ihrer Unterlippe.

„So, und warum kommst du so heimlich?“

Der Zorn bäumte sich in ihm auf.

„Weil ich kein Franzosenfreund bin, und nur deinetwegen komm' ich.“ Seine Stimme wurde

plötzlich weich und bittend. „Ilse, liebe Ilse, wie fremd sind wir uns geworden . . .“

Das Mädchen zuckte die Achseln und schwieg. Da reichte er ihr die Hand zum Fenster hinauf.

„Leb wohl, Ilse, ich geh', es soll nicht sein. Gebe Gott, daß du den richtigen Weg gehst!“

Als ob diese Worte ein besseres Gefühl in ihr ausgelöst hätten, so drückte ihm Ilse Pilatus die Hand.

„Warum willst du denn fort? Sei doch kein Starrkopf und bleib!“

Hans Wildling schüttelte traurig den Kopf.

„Nein, Ilse, zum Lumpen will ich nicht werden. Mich ruft die Not meines Volkes und — deines Volkes. Leb wohl!“

Noch ein Druck der Hand, dann war er wieder auf freiem Feld. Ilse aber stand noch lange am Fenster und sah in die Dunkelheit, nach dem Weg, den er gegangen war.

Die Franzosen waren elbabwärts gezogen; Werdenberg war befreit von ihnen. Freilich rechnete man mit ihrer baldigen Wiederkunft. Große Heerhaufen sammelten sich diesseits und jenseits der Elbe, nur von den Preußen sah und hörte man nichts.

Im Hause des Amtmanns Pilatus herrschte eine gedrückte Stimmung. Seit der Kapitän fort war, war ihnen allen nicht mehr recht wohl. Wohl grüßten ihn die Bauern noch, aber es war nicht mehr die alte Achtung; und gar seine Tochter, die sah keiner mehr an. Die tröstete sich freilich mit den Briefen, die ihr der Kapitän ab und zu sandte, aber bald blieben auch die aus. Den Liebesboten mochte es vor den Häusern der Bauern nicht mehr recht geheuer sein.

Schon gingen die Vorfrühlingswinde über die Felder und der April war nicht mehr weit, da galoppierte eines Morgens ein Reiter in das Dorf, der ein paar große Pakete an seinem Gaul hin und her baumeln hatte. Auf seine Frage nach dem Amtmann wies man ihn nach dessen Haus.

„Ist Er der Amtmann Pilatus?“ fragte der Reiter, indem er eines der Pakete losband.

Gekränkt ob dieser formlosen Frage bejahte Pilatus, worauf ihm der Reiter das Paket gab.

„Im Namen Seiner Königlichen Majestät von Preußen befehle ich Ihm, die hierin enthaltenen Flugblätter sofort unter die Bewohner verteilen zu lassen!“

Der Amtmann starrte bald den Reiter und bald das Paket an; endlich ermannte er sich und sagte: „Soviel mir bekannt, sind wir noch nicht aus dem Verbande der Untertanen Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen losgelöst . . .“

„Herr, ist Er besoffen?!“ schrie der Reiter, blaurot vor Zorn. „Weiß Er nicht, daß Er einen königlichen Kurier vor sich hat?! Aber Er scheint mir einer zu sein, — ich will's Ihm gedenken!“

Er riß den Umschlag vom Paket und hielt dieses den Bauern, die sich angesammelt hatten, entgegen. „Wer von euch will's tun?“

Ein Duzend Hände streckten sich danach aus und rissen ihm die Blätter aus der Hand. Einer sprang auf die oberste Treppestufe, daß er gerade neben den bestürzten Pilatus zu stehen kam, und schrie: „Leut', gebt acht, das kommt vom König!“

Im Nu flogen die Mützen von den Köpfen und Totenstille herrschte. Und von der Treppe herunter klang die markige, langsame Bauernstimme, jedes Wort wägend: „An mein Volk!“ Stumm und ergriffen laufchten sie: „Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen höheren glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklicheren Zeit.“

Atemlos stand alles. Da rief einer: „Das ist der Krieg!“ Und wie ein Orkan brauste mit einem Male der Jubel los, donnernd, alles verschlingend: „Hurra, hurra, — der Krieg, der Krieg gegen Napoleon!“ Wie ein Taumel kam es über sie; die Menschen, deren Gemüter so lange unter unsagbar schwerem Druck gelegen hatten, sie warfen die Last ab, daß die Freude hervorströmte aus den Herzen wie ein reißender Bergstrom. Die schweren, steifen Bauern, sie fielen sich um den Hals und tauschten Zärtlichkeitsbeweise aus, wie sie's als Braut und Bräutigam nicht getan hatten. Und darüber der Jubel und das Lachen: der Krieg, das ist der Krieg!

Der rauhbeinige Reiter sah das und lachte mit dem ganzen Gesicht. „Euch hat's das Herz nicht nach der andern Seite gedreht, Leut', daran wird man denken!“ Und mit einem grimmigen Blick auf den völlig verbuzten Amtmann galoppierte er davon.

Der Krieg war da . . .

Drüben im Kirchdorf hatte der Pfarrer auf der Kanzel gestanden mit leuchtenden Augen und an die Dpferpflicht gegen das Vaterland gemahnt. Und wer noch etwas zu geben hatte, der gab. Aber zu geben hatten sie alle. Das Letzte, das Feuerste wanderte zum Altar des Vaterlandes; was Jahrhunderte hindurch geheiligtes Erbe gewesen, es wurde freudig hingegeben. Das Beste und Edelste aber gaben Väter, Mütter und Frauen: sie gaben die Söhne und Gatten.

Das Volk stand auf, der Sturm brach los . . .

Der lange Peter Rieß war der erste, der seine gewaltigen Knochen davontrug, und die andern folgten, kaum flügg Gewordene und Männer, die schon die Würde des Großvaters trugen. Nur was die Arme nicht mehr recht regen konnte, das blieb in Werdenberg zurück.

Auch von dem Hans Wildling kam Kunde von irgendwoher ins Dorf geflogen. In die Truppe des Majors von Lügow sei er ein-

getreten, als Jäger oder als schwarzer Reiter. Und eine Charge habe er auch schon. Mehr war nicht zu erfahren, aber dem alten Gotthelf Wildling schlug das Herz in mächtiger Freude. Nun stand sein Einziger gegen den Feind, den zwiefachen. Und mit dem einen würde der andere fallen, so hoffte er.

Den Amtmann Pilatus und seine Tochter mieden sie im Dorf. Die Tochter vollends. Nichts hatten sie gegeben zum Kampf für die Freiheit, und das Mädel ging kaum mehr aus dem Haus. „Franzosenlieb!“ hatte ihr von irgendwoher ein halbwüchsiger Bengel nachgerufen und zum erstenmal war ihr das Wort wie brennendes Feuer ins Herz gefallen. Sie fühlte auf einmal die Acht und die Schmach. Dennoch rührte sie keine Hand. Der Mädchen trotz begehrte in ihr auf; jetzt, wo sie ihr den Fremden alle neideten, jetzt wollte sie erst recht zu ihm halten.

Ganz Werdenberg zupfte Scharpie; der alte Schulmeister Wildling lehrte seine unbändige Schar nicht mehr die Kunst des Lesens und Schreibens, er gab nur acht, daß die kleinen eifrigen Fingerchen ihr gemessenes Quantum des begehrten Wundverbandmittels alltäglich zuwege brachten.

Auch bei dem Amtmann Pilatus war er einmal gewesen und hatte ihm in seiner freundlichen, verständigen Art zugeredet. Aber seine Worte hatten keinen Boden gefunden und nichts weniger als freundschaftlich waren sie geblieben.

Wieder flog die Kunde ins Land: hinter dem König von Preußen steht ein Heer von einer Viertelmillion. Und dann: die Russen haben die Franzosen aus Hamburg hinausgeworfen und York hat sie bei Mückern auf das jämmerlichste verprügelt. Es waren Jubeltage ohnegleichen.

Dann aber kam die Trauer, die Schlachten von Bautzen und Großgörschen. Und in den Augusttagen standen die Franzosen wieder auf dem rechten Elbufer und der Kapitän de Fronjac lag wieder in Werdenberg. Mit triumphierendem Gesicht ging der Amtmann Pilatus herum, aber seine Nase war blaß und mager geworden. Doch, so schien es, noch einmal wollte die alte Leidenschaft für den Kapitän wiederkehren.

Da brach das Unglück herein über das Dorf: die im Winter verhängte Kontribution sollte gezahlt werden. Wenn nicht, dann verfiel das ganze Dorf dem Feuer.

Nirgends hörte man eine Klage, der Jammer hatte die Menschen stumm gemacht. Viel zu verlieren hatten sie nicht mehr, ihr Bestes hatte ja das Vaterland.

So kam der zwanzigste August heran; in der Morgenfrühe wurden die Bewohner aus den Häusern getrieben, in den leeren Stuben Holz und Reisig aufgeschichtet. Mit brennenden

gen sahen die Aermsten auf das Letzte, das geblieben war, ihre Heimstätten, die schon Vorräter Lust und Leid geborgen hatten. er sie weinten nicht, — auch das war ein ser für das kommende deutsche Reich.

Rur eins sahen sie mit halbem Staunen: daß das Haus des Amtmanns Pilatus eine Kettenkette gezogen wurde, mit Löscheräten. Da erkannten sie, was gemeint war; war der Dank des Kapitäns für die treu wahrte Franzosenfreundschaft, dieses Haus ste dem allgemeinen Verderben entrinnen. Auf dem freien Platz vor der Schule stand s Halbbregiment in Reih und Glied; Sergeanten gen umher und teilten die Pechkränze und Jackeln aus. Das Werk mußte bald getan n, denn die Kunde kam, daß die Preußen r noch wenige Tagemärsche entfernt seien.

Eine heiße, brütende Nachmittagsstille lag er dem kleinen Platz; es war, als sei die tur selbst vor dem Frevel verstummt. Die Unteroffiziere waren fertig mit ihrer beit; mit höhnischem Lächeln musterte der pitän noch einmal die Siebel der dem Unter- ng geweihten Häuser. Dann richtete er sich f: „En avant, mes braves . . .“ Da — was war das?

Ein jubelndes Hornsignal und dann: . . . und gellende Hörner schallen darcin, Und erfüllen die Seele mit Grauen. Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt: Das ist, das ist Lüjows wilde verwegene Jagd.“ Wie schwarze Schatten huschte es daher, brach pappernd und rasselnd durch Hecken und Zäune, hauste die Dorfstraße herunter mit blitzenden llingen und schäumenden Rossen.

„Hurra! Hurra!“ Die Preußen! Die Preußen! Der Lüjow!“ Da waren sie unter den Mordbrechern. Sei, ie die Säbel flogen und krachend auf die ruzmänner niederstauten.

Die Preußen sind da, die Preußen!“ Mit Mistgabeln, Beilen und Sensen stürmte s Bauernaufgebot heran, in grenzenloser Wut. in furchtbares Gemekel hob an; was flüchten sollte, wurde zurückgetrieben, den Lüjowschen leitern in die Klängen. Da war's zu Ende mit dem Widerstand der Franzosen; sie warfen les fort, was nach einer Waffe ausah, und aten mit aufgehobenen Händen um Gnade.

Die Gefangenen wurden zusammengetrieben und hielten sehen wie eine Herde Schafe zu- sammen. Ein Bauer schleifte den Kapitän e Fronjac am Kragen aus einem Haus und ief ihn mit mächtigem Schubs vor den Führer der schwarzen Reiter.

Dieser, ein junger Leutnant, hielt auf seinem schwarzen Gaul und hatte den Zipfel seines Taschentuches mit den Zähnen gefaßt, um eine Wunde am linken Unterarm zu verbinden. Der

krumme Säbel baumelte, um das rechte Handgelenk gehängt, auf den Sattelpfopf herunter.

Nun war er fertig und musterte prüfend die Schar seiner Gefangenen. Als er den Kapitän erblickte, glitt ein befriedigtes Lächeln über sein mageres Gesicht. Im nächsten Augenblick aber sprang er blitzschnell aus dem Sattel und lief zu dem alten Schulmeister Wildling hinüber, der sich mittlerweile auch eingefunden hatte.

„Vater, lieber Vater!“

Der alte Wildling tat, als sähe er einen Geist. Dann aber warf er dem schwarzen Offizier die Arme um den Hals und schluchzte: „Mein Bub, du mein lieber Bub . . .“

Es war der Hans Wildling, der in das Lüjowsche Freikorps als Offizier eingetreten war. Nachdem er sich längere Zeit mit den



„Mein Bub, du mein lieber Bub.“ schluchzte der Alte.

Franzosen herumgeschlagen hatte, bildete seine Schwadron jetzt einen Teil der Vorhut des Generals York; und nun war ihm seltsamerweise der Auftrag geworden, gerade sein Heimatdorf Werdenberg mit einer Handvoll Leute von den Franzosen zu säubern.

Der alte Wildling konnte sich gar nicht fassen vor Freude, und sehen drängte sich einer nach dem andern an den jungen Reiterführer, um ihm die Hand zu drücken oder ihn doch wenigstens zu bestaunen.

Nur das Haus des Amtmanns Pilatus blieb still und verschlossen, als beherberge es einen Toten.

Ein Befehl, ein Trompetensignal, und mit der flachen Klinge trieben die Reiter die ge-

fangenen Franzosen zusammen. Hans Wildling reichte seinem Vater vom Pferde herunter die Hand.

„Leb wohl, Vater, wir gehen nun über die Elbe. Will's Gott, sehen wir uns wieder!“

Der alte Wildling sah, wie in des Sohnes Auge eine ungesprochene Frage brannte. Und leise sagte er: „Ich weiß nicht, Bub, wie das ist; der eine sagt, sie bereut's, und der andere meint das Gegenteil.“

Der Leutnant nickte und lächelte bitter.

„Was verschlägt's, Vater? Mag's kommen, wie's mag. Ich hoffe, ich bin darüber hinweg!“

„Gott geb's!“ flüsterte der Schulmeister, dann preßte er des Sohnes Hand. „Auf Wiedersehen, und mach dem Vaterland weiter Ehre!“

Langsam wandte Hans Wildling sein Pferd und befahl den Abmarsch, als vom Dorfeingang her ein Husar herangaloppiert kam und vor dem Leutnant salutierte.

„Der Herr Leutnant sollen Seine Excellenz, den Herrn General von York hier erwarten, — hier wird Quartier bezogen!“

Schon schmetterten die frischen Klänge eines Reiterliedes aus der Ferne herüber; die Schwadron nahm vor und hinter den Gefangenen Aufstellung und alle übrigen, Männer, Frauen und Kinder, bildeten auf dem dörflichen Schlachtfeld Spalier. Nicht lange, und wiederum tauchte bei den ersten Häusern ein Reiter auf, gefolgt von einem großen Schwarm weiterer Verrittener, hinter denen Infanterie sichtbar wurde.

Der erste Reiter kam in schlankem Trab näher und hielt bald auf dem Platz vor dem Schulmeister, den er mit kaum merklichem Lächeln musterte. Es war ein schöner stattlicher Mann in vorgerückten Jahren mit bartlosem strengem Gesicht. Ein einfacher, fast schäbiger, blauer Waffenrock umschloß den breiten Oberkörper, auf dem einsam ein Ordensstern glänzte.

„Wo ist der Amtmann?“ fragte er barsch.

Sofort stürzten ein paar Leute nach dem Hause des Amtmanns Pilatus; der General musterte unterdessen die Gefangenen, ohne den Lükwischen Leutnant auch nur eines Blickes zu würdigen.

Nach einer langen Weile kam Herr David Christian Pilatus, völlig verstört und gefolgt von seiner Tochter, die wohl noch verstörter ausah und beim Anblick der erschlagenen Franzosen totenbleich wurde.

Sofort ritt der General, um den sich inzwischen sein ganzes Gefolge und ein Bataillon Infanterie gesammelt hatten, auf den bebenden Amtmann zu.

„Warum ist Er nicht auf dem Posten, Herr?!“ fuhr er ihn barsch und mit funkelnden Augen an. „Geb Er mir Antwort! Er hält's mit den Sanskulotten — still, schweig Er!“ fuhr er auf, als der zitternde Mann eine Einwendung wagte.

Da fiel sein Blick auf die verängstigte Jüngerin. „Das ist Seine Tochter?! Schämt Sie sich nicht, Jungfer, es mit denen da zu halten?!“ Er deutete auf die Franzosen.

Das Mädchen blieb stumm; die harte, volternde Art des Generals nahm ihr allen Mut. Wieder kam's vom Pferd herunter an die Adresse des Amtmanns: „Bleib Er da stehen, ich werd' mit Ihm abrechnen nachher!“

Und mit einer plötzlichen Bewegung wandte sich der General an Hans Wildling.

„Sie sind der Leutnant Wildling?“

Der Leutnant legte die Hand an den Tschako.

„Zu Befehl, Euer Excellenz!“

Ein paar Kommandoworte flogen hin und her und die Fußtruppen bildeten ein Karree.

„Achtung — präsentiert das Gewehr!“

Der General griff in die Satteltasche und ritt dicht an den Leutnant heran.

„Auf Befehl Seiner Majestät des Königs von Preußen überreiche ich Ihnen für die mehrfach bewiesene Tapferkeit das Eiserne Kreuz! Tragen Sie es in Ehren und fahren Sie fort, ein guter Soldat zu sein zu des Königs und des Vaterlandes Ehre! Seine Majestät, der König von Preußen: Hurra, hurra, hurra!“

Rasselnder Trommelwirbel und schmetternder Hörnerklang begleiteten die Worte. Und als sie schwiegen, drang aus der Menge der Zuschauer ein lautes Schluchzen herüber.

Der General wandte sich um.

„Wer ist der Mann dort?“ fragte er betroffen.

„Mein Vater, Euer Excellenz!“ sagte Hans Wildling mit kaum verhaltener Bewegung.

Sogleich stieg der General vom Pferde und ging auf Gotthelf Wildling zu. Und seine Stimme hatte alle Barschheit verloren, als er dem alten Manne die Hand schüttelte.

„Ich beglückwünsche Sie zu Ihrem Sohne, Herr!“ sagte er mit jener Freundlichkeit, die nur wenige an ihm kannten. „Ein braver Mann das und ein tapferer Soldat! Was sind Sie von Beruf?“

„Schulmeister, Herr General!“

„Ein guter Zufall — ich bin der General York!“

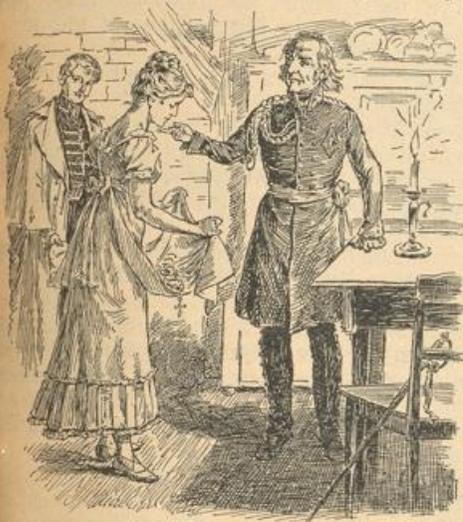
„Der General York? . . .“ Das war wieder das zärtliche Streicheln dieses Namens, das der „eiserne York“ leise lächelte.

„Gefällt Ihnen der Name so?“ fragte der General.

Gotthelf Wildling nickte lebhaft. „Das will ich meinen, Sie waren's doch damals bei Zuroggen . . .“

Yorks Gesicht wurde plötzlich sehr ernst. „Jawohl, das war ich — aber damals hat mir der Kopf verflirt zwischen den Schultern gewackelt, Herr Schulmeister!“ Er bot ihm die Hand. „Leben Sie wohl, wenn wir uns morgen nicht mehr sehen!“

Noch ein Händedruck, dann stieg General von York wieder zu Pferde. Und hart und drohend waren seine Augen und hell und zornig seine Stimme, als er auf den Kapitän de Fronzac zuritt. Also er ist der Musihöh, der friedliche Dörfer Brand steckt! Das ist der Krieg, nicht wahr? Aber wir wollen euch Mordbrenner schon kriegen



Er schob ihr mit zwei Fingern das Kinn in die Höhe.

„Nehme niemand mehr an! Soll sich fort-scheren!“ knurrte York.

„Sie geht nicht, Euer Excellenz, ich habe es bereits versucht!“ sagte der Offizier, dem bei dem drohenden Donnerwetter des Gestrengen gar nicht behaglich zumute war.

„Geht nicht?“ fuhr York auf; und dann plötzlich: „Lassen Sie sie eintreten! . . . Sie können bleiben, Wildling!“

Die Tür ging auf und eine Frauengestalt trat herein, deren Gesicht von einem Tuch völlig verhüllt war. Aber sogleich nach ihrem Eintritt nahm sie es ab und die beiden Männer erkannten — Ilse Pilatus.

Die schmalen Lippen des Generals kräuselten sich. „Ah, die Jungfer Amtmann,“ sagte er spöttlich.

Das Mädchen hatte inzwischen mit zitternden Händen die zusammengefaltete Schürze auseinandergenommen und zeigte den Erstaunten einige geringwertige Schmucksachen und ein paar Münzen.

„Was soll das, Jungfer?!“ herrschte sie York an.

Ueber Ilses Gesichtchen begannen die Tränen zu laufen. Und dann kamen stotternd und abgerissen die Worte: „Herr General — Sie haben heute mittag Ihrer schlechten Meinung von mir Ausdruck gegeben — damit Sie sehen, daß Sie sich getäuscht haben —“ sie fing an zu schluchzen — „nehmen Sie das für die Soldaten — mehr hab' ich nicht . . .“

Der „eiserne York“ machte immer größere Augen, während Hans Wildling bald blaß und bald rot wurde. Es gab eine drückende Pause, während welcher die Tränen des Mädchens wie Bächlein liefen und stoßweises Schluchzen den Körper erschütterte.

Da huschte es plötzlich über das harte Gesicht des Generals wie Wetterleuchten und liebreich faßte er das weinende Ding um die Schultern.

„Mein liebes Kind, ich hab' dir wohl un-recht getan, aber der Schein war wider dich. Nun soll's vergessen sein. Aber dein bißchen Hab und Gut nimm nur ruhig wieder mit und sei bedankt dafür. Wir haben, was wir brauchen.“ Er schob ihr mit zwei Fingern das Kinn in die Höhe, daß er in ihre nassen Augen sehen konnte: „Aber einen Wunsch mögen Sie dem General York erfüllen, und das soll gerade so viel gelten, wie das Gold und Silber da: werfen Sie aus Ihrem kleinen dummen Herzchen die welschen Gedanken heraus und halten Sie zu uns. Dann haben Sie Ihre Pflicht getan. Wollen Sie?“

Sie nickte nur heftig mit dem zerzausten Köpfcgen und fing wieder an zu weinen. Da wurde es dem General unbehaglich.

„Lieber Wildling,“ meinte er, „vielleicht nehmen Sie sich ihrer an!“

So gingen die zwei selbender nach dem Hause

er Mann wird besonders gehütet,“ wandte er sich an einen der Offiziere, „solche Kerle haben meist noch anderes auf dem Kerbholz.“ Ein paar Bewegungen des Bataillons folgten, man wurden die gefangenen Franzosen in die Mitte genommen, und ohne Sang und Klang's hinter die Front. Neben dem Kapitän Fronzac aber marschierte links und rechts ein Landwehrmann mit schußfertigen Gewehr. Hans Wildling hatte während der letzten Worte des Generals scharf nach Ilse hinüberguckt. Der harte Ton mußte auch sie bis ins Innerste treffen; aber er war weit entfernt, Schadenfreude darüber zu empfinden. So, wie sie da drüben an der Mauer des Schulhauses schaute, tat sie ihm in der Seele leid. Den alten Amtmann aber strafte er mit Verachtung; denn er wenigstens noch etwas Mut gezeigt hätte; aber dieses Bild des Jammers reizte fast zum Lachen, wenn es nicht so traurig gewesen wäre. Die höheren Offiziere wurden im Dorfe ein-quartiert, während die Truppen auf freiem Felde lagerten. York wohnte bei einem der wohlhabenderen Bauern; den Vorschlag, bei dem Amtmann Pilatus Quartier zu nehmen, hatte er grob abgelehnt. Kurz vor Mitternacht stand Hans Wildling vor dem General, um die Befehle für den folgenden Tag entgegenzunehmen, als der dienst-tuende Offizier eine Frau meldete.

des Amtmanns Pilatus, ohne ein Wort zu reden. Vor der Tür aber gab der Leutnant Wildling der neu erweckten Patriotin die Hand: „Gute Nacht, Ilse!“

Sie wollte auch etwas sagen, aber da kamen die dummen Tränen wieder und ausschluhzend stürzte sie in das Haus hinein.

Zu der Frühe des andern Tages stand die ganze Truppenmacht auf dem weiten Anger des Dorfes unter Gewehr. Auch die Kontingente



„Sei ruhig, Kind, und bleib brav!“

aus den umliegenden Dörfern waren zusammengezogen, und unabsehbar blitzte und blinkte es von Waffen.

Alles, was Weine hatte im Dorf, scharte sich um die versammelten Krieger. Auch der Amtmann Pilatus mit Frau und Tochter waren darunter. Während Herr David Christian Pilatus einen noch recht zerknirschten, aber doch immerhin zufriedenen Eindruck machte, sah seine Tochter sehr übernünftig und blaß aus. Dabei konnte sie es sich aber dennoch nicht versagen, nach der Stelle hinüberzuschielen, wo die schwarzen Lükowschen Reiter hielten.

Ein Klirren ging durch die Reihen und ein Klappern — die Truppen präsentierten. Mit lautem Morgengruß erschien General von Jorck vor der Front. Eine kurze, markige Ansprache folgte, dann das Kommando: „Helm ab!“

Die Flügelhörner setzten ein und durch die tiefe Morgenstille klang's feierlich aus Tausenden von Männerkehlen:

Vater, ich rufe dich!  
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,  
Sprühend umzuden mich rassende Blitze.  
Lenter der Schlachten, ich rufe dich!  
Vater, du führe mich!

Längst knieten die Zuschauer entblößten Hauptes auf dem Felde. Ein Schluchzen ging durch ihre Reihen, aber es war ein Weinen des Glückes. Eine tiefe Weiße lag über all den Menschen.  
„Gewehr über — marsch!“

Mit schmetterndem Hörnerklang schwenkten die Bataillone ab, der Elbe zu — gen Frankreich . . .

Als der Leutnant Hans Wildling eben abreiten wollte, stahl sich plötzlich eine kleine kalte Hand in die seine, die den Zügel hielt, und niederblickend sah er in ein schmerzverzogenes Gesichtchen. Da stand die kleine Ilse Pilatus, rührend in ihrem Jammer und schön in ihrer Jugend.

„Hans, sei wieder gut — und — komm wieder . . .“

Dem schwarzen Reiter wurde seltsam ums Herz; all der Trost, der darin gelegen, verging wie Schnee vor der Frühlingssonne. Und still beugte er sich herunter und streichelte ihr leise die verweinten Backen.

„Sei ruhig, Kind, und bleib brav!“ Dann gab er dem Pferd die Sporen und jagte seiner Truppe nach.

Aber noch einmal hielt er. Da stand am Kreuzweg der alte Schulmeister Gotthelf Wildling und wartete auf seinen Sohn. Mit innigem Druck schüttelten sie sich die Hände und der Alte sah staunend in das freudig-ernste Gesicht seines Sohnes.

„Bub, was ist dir widerfahren?“

Der schwarze Reiter neigte tief den Kopf.  
„Etwas Sonderbares, Vater: der zwiefache Feind ist nicht mehr!“

Und als der Alte immer verwunderter guckte, lachte er hellauf: „Ich hab' nur noch einen und der steht über dem Rhein . . .“

Und fort war er.

Der gute Rat des „eisernen Jorck“ hat sich später glänzend bewährt. Das war, als der Leutnant Wildling anno vierzehn nach Werdenberg zurückkam. Erfahren hat's der General wohl zwar nie, aber das „Franzosenlieb“ hatte sich so gewandelt, daß der spätere Medizinal-Doktor Hans Wildling es nicht verschmähte, ein Jahr darauf mit ihm fröhliche Hochzeit zu machen. Der zwiefache Feind war besiegt.

### Die verhängnisvolle Stunde.

Von Felix Wolf.



„Es geschehen noch Zeichen und Wunder,“ sagte Frau Eberhard Meyer Witwe, als ihr sonst so ruhig, stolz und gemessen auftretender Zimmerherr, Arnold Müller, eines Tages singend und joshend wie ein bezechter Studio nach Hause kam.

Herr Arnold Müller, seines Zeichens Notariatschreiber, wohnte schon seit acht Jahren bei der

## Der Panamakanal.

Eine Standrede.



nd hat nach zuverlässigen Nachrichten im Culebra-Durchstich wiederum ein Felsrutsch stattgefunden, beidem das abgerutschte und in das Kanalbett gefallene Gestein auf zwei Millionen Kubikmeter geschätzt wird. Wann der Kanal darnach wirklich betriebsfertig sein wird, läßt sich zur Stunde nicht übersehen. Jedenfalls dürfte die programmäßige Eröffnung eine bedeutende Verzögerung erleiden.

Peter Fritz, der dicke Barbier, ließ das Zeitungsbblatt sinken, woraus er die überraschende Nachricht laut vorgelesen hatte, und blickte sich mit unverbohlener Gemütsung unter den Gästen des runden Stammtisches in „Löwen“ um.

„Da habt Ihr's gehört, Mannen, der halbe Kanal ist denen Amerikanischen wieder zugefallen. Ich glaube, der Kanal wird überhaupt nie fertig! — Oder wißt Ihr's etwa wieder besser, Hinkender?“

Das Ende des Sages war wesentlich zaghafter hervorgebracht, denn der Peter Fritz mochte sich auf sein Wissen noch so viel einbilden — vor dem Hinkenden hatte er immer noch gewaltigen Respekt und er mochte gegen dessen Meinung ungern sprechen. Der Hinkende aber schaute ein Weilchen prüfend in sein Glas. „Ihr fragt wieder mal mehr, Peter Fritz, als zehn andere beantworten können. Daß wir es gleich vorwegnehmen! Vor hundert Jahren hat ein deutscher Mann die Worte geschrieben: „Es ist für die Vereinigten Staaten durchaus unerläßlich, daß sie sich eine Durchfahrt aus dem mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean bewerkstelligen, und ich bin gewiß, daß sie es erreichen.“

„Der hat gut wahrjagen gehabt; dem tut jetzt kein Zahn mehr weh,“ suchte der Peter Fritz seine Lage zu verteidigen.

Barber Hinkender Note für 1915.

„Zimmerlin! 's ist der Goethe gewesen, der 's an den Eckermann, seinen Vertrauten, geschrieben hat,“ fuhr der Hinkende fort, „und wenn ein solcher Mann spricht, so wird am Ende was Wahres dran sein.“

Bedenklich wurde der Peter Fritz jetzt doch, aber so leicht gab er seinen Standpunkt noch nicht auf, trotz dem Goethe und dem Hinkenden zusammen.

„Sagt selber, Hinkender, die Geschichte des Kanals ist doch eine fortlaufende Kette von Unglück und Pech. Da ist erst der Lesseps gekommen, der Franzos. Derselbige, dem der Suezkanal so gut geglückt ist, und er hat sich an den Panamakanal herangemacht. Ich bin damals noch in die Schule gegangen . . . .“

— Es muß so um 81 herum gewesen sein, und der Lehrer hat uns davon erzählt, daß der Lesseps jetzt den Panamadurchstich vorhat und daß man in sieben Jahren mit den größten Schiffen durch die Landenge quer wird durchfahren können. Und dann sind nicht sieben, sondern zehn Jahre vergangen, und eine Milliarde schönes bares Geld, die der Lesseps den Franzosen abgenommen hat, ist beim Teufel gewesen — und den Lesseps hat nur der Senfmann davor bewahrt, daß sie ihn nicht eingesperrt haben. Vom Kanal ist noch nichts zu sehen gewesen, aber das Wort Panama hat auf einmal in der Welt so ein Geschmäcke gehabt, ein gallenbittres.“

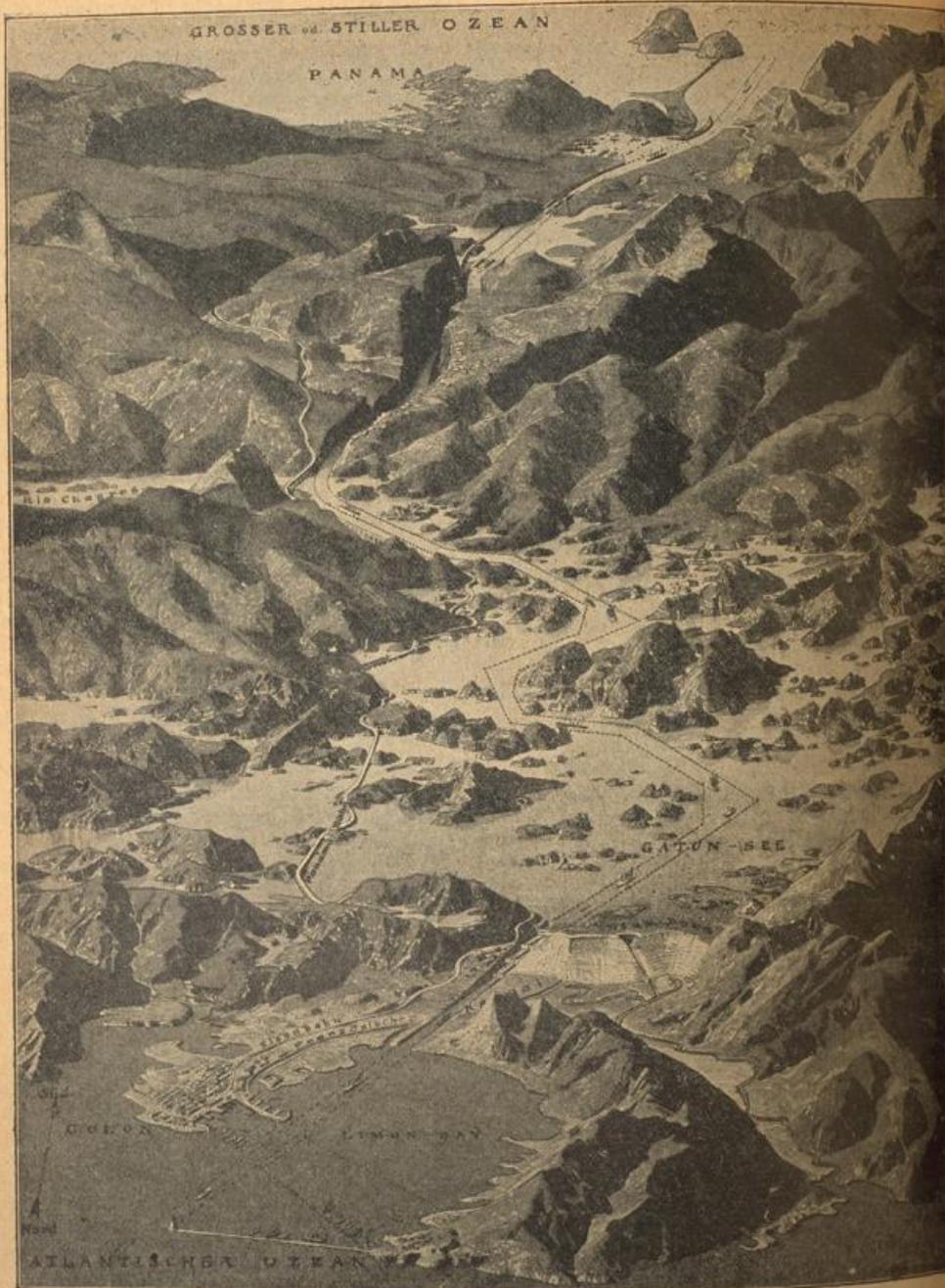
Der Hinkende hatte während dieser Rede — es war eine der längsten unsres Peter Fritz — gemächlich seinen Schoppen Marktgräser geleert und reichte das Glas dem Löwenwirt.

„Ein böses Geschmäcke, Peter Fritz; da habt Ihr recht. Sogar den Eiffel, den Erbauer des berühmten Turmriesen in Paris, hat man hinter Schloß und Riegel getan, weil verschiedene Millionen in andre Taschen gewandert sind, als wohin sie gehörten.“

„Das war also die erste Milliarde,“ fuhr der Peter Fritz in seinem Vortrag selbstgefällig wieder fort. „Die haben die Franzosen bezahlt. Dann sind die Amerikaner drangekommen. Was denen die Sach' gekostet hat, darüber schweigen sie sich aus. Aber die Tatsache ist nicht zu leugnen, daß auch die nicht vom Fleck kommen. Haben sich erst zehn Jahre Zeit vorgenommen und wollten um 1910 fertig sein. Dann ist's 13, dann 15 geworden. Wir werden ja sehen, ob's stimmt. Was meine Wenigkeit betrifft, ich hab' meine Zweifel.“

„Der Peter Fritz, ja das ist ein aparter, ein kritischer Kopf,“ sagte der Löwenwirt, während er dem Hinkenden einen neuen Schoppen hinstellte.

„Allzu scharf macht schartig,“ meinte bedachtsam der Angeredete. „So ganz unrecht hat er ja nicht, unjer Peter Fritz. Bis jetzt ist die



Der Panamakanal.

Geschichte des Kanals tatsächlich eine Geschichte von Unfällen und Mißgeschicken. Aber laßt uns eins nicht vergessen: heute betreibt den Kanalbau nicht mehr irgendeine Gesellschaft, deren Mittel schließlich begrenzt sind und die auf eine gebührende Verzinsung der angelegten Gelder sehen muß. Die mächtige amerikanische Regierung selber steht hinter dem gewaltigsten Tiefbauunternehmen unserer Zeit. Für sie ist das Nierenmeer einfach eine Staatsnotwendigkeit. Eine solche

cht braucht nicht auf Zinsen zu sehen und Mittel sind praktisch unbegrenzt. Das gibt Sachen am Ende doch ein anderes Gesicht.“ Der Peter Fritz rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. Die Langsamkeit der Amerikaner war wirklich nicht zum Aushalten. Warum dann aber diese ewigen Verzögerungen Zwischenfälle! Schließlich ist es doch kein so großes Herkunftsstück, eine Landenge zu durchstechen, die etwa 75 Kilometer breit und ihrer höchsten Stelle — nun, sagen wir 200 Meter hoch ist! Es muß doch aufs Komma ausgerechnet sein: wenn man jeden Tag so und so viel Kubikmeter wegräumt und wenn das so und so viele Arbeitstage hat, dann muß der Kanal eben einfach in der und der Zeit fertig sein. Da heißt die Maus kein Faden

Der Hinkende ließ sich sogleich vom Löwenwirt die Billardkreide geben und begann auf dem Tisch zu malen. „Ganz so einfach, wie Ihr mir die Sache vorstellt, ist sie nun doch nicht“, sagte der Fritz. „Paßt auf! Ich will Euch die Landenge hier einmal himmeln. Sie heißt auch der Löwenwirt, wenn Ihr den Namen behalten könnt, obwohl sie Nord- und Südamerika verbindet, läuft sie doch von Osten nach Westen, so daß der Durchstich selber ungefähr die Richtung von Norden nach Süden bekommt und das im Süden den Stillen Ozean liegende Panama mit dem Norden am Atlantischen Ozean belegenden Gattun verbindet. Ihr seht weiter, daß sich im Norden der Landenge, dicht am Stillen Ozean, recht unangenehmer Berggrücken entlangzieht, eben bei Culebra durchstochen werden muß. Weiter kommt von Osten her, von diesem Bergzug herunter, ein Bergfluß, der Rio Chagres. Er sieht hier in meiner Aufzeichnung recht harmlos aus, aber er ist ein äußerst unangenehmer Patron. Zur Zeit der Trockenheit sieht Ihr es mit einem unbedeutenden Bergfluß aus, aber sobald die großen Regenfälle einbrechen, wirft er Euch plötzlich Tausende und Tausende von Kubikmetern vom Gebirge her auf die Ebene. Und dieser ungezogene Fluß kreuzt die geplante Kanalstrecke, die ich hier aufzeichne, westlich von ihr bei Chagres in den Atlantischen Ozean zu münden.“

Der Peter Fritz bestellte sich einen neuen Schoppen und betrachtete mit größter Teilnahme die Malerei des Hinkenden. „Hm!“ sagte er. „Hab' ich nicht gelesen, daß der Lesseps ins Tal des Rio Chagres einfach einen mächtigen Damm werfen wollte, so daß der Fluß bleiben mußte, wo er war, und da er wollte er dann seinen Kanal bauen!“ So hat er's gewollt. Aber, glaubt mir, die Amerikaner haben es jetzt besser gemacht, viel besser“, fuhr der Hinkende fort. „Betrachten Sie die Gestalt der Landenge recht genau, so

zeigt sich's, daß sie eigentlich wie eine Mulde gebaut ist. Auf der Südseite trägt sie gegen den Stillen Ozean hin einen etwa zweihundert Meter hohen Bergzug; auf der Nordseite hin gegen den Atlantischen Ozean eine andere Höhe, die wesentlich niedriger, aber — mit Ausnahme der einen Durchbruchsstelle des Rio Chagres — immer noch gut sechzig bis siebenzig Meter hoch ist.“

Der Barbier beschaute sinnend die Zeichnung, auf welcher der Hinkende jetzt mit Kreide und feuchtem Finger die Umrisse der einzelnen Berge herauszuarbeiten begann.

„Hm! ja, Hinkender. Man könnte natürlich auch den Abfluß des Rio Chagres in den Atlantischen Ozean dort, wo er durch das Randgebirg tritt, verbauen. Dann müßte man ja einen einzigen mächtigen Stausee von hier bis da bekommen.“

Der Peter Fritz bezeichnete die beiden Punkte auf der Malerei des Hinkenden und dieser schrieb die Namen daneben.

„Von Culebra bis nach Gattun, meint Ihr? So und nicht anders haben's die Amerikaner auch gemacht. . . . Löwenwirt! die weiße Kreide langt nicht mehr. Gebt einmal die blaue her!“ —

Und mit blauer Kreide zauberte der Hinkende einen mächtigen Stausee in das Bergprofil, einen See, der mit vielen Buchten und Seitenbuchten bereits im Laufe des Rio Chagres begann und sich weit nach Westen nach Gattun hin erstreckte. Einen See, der wohl 200 Quadratkilometer Oberfläche besaß und aus dem einzelne Berggipfel wie Inseln hinausragten.

„So“, sagte der Hinkende jetzt und legte die Kreide beiseite. „Da habt Ihr einen See, wie er entstehen würde, wenn man den Lauf des Rio Chagres durch einen Staudamm an der nördlichen Bergbarre um etwa 25 bis 27 Meter über den Ozeanspiegel aufstaut. Gebt mir einen neuen Schoppen, Löwenwirt, die Malerei macht mich durstig. . . . Peter Fritz! Eins ist ja wohl jetzt klar. Der böse Rio Chagres mit seinen plötzlichen Sturzfluten kann jetzt nichts mehr schaden. Und wenn er im schlimmsten Falle in vierundzwanzig Stunden zehn Millionen Kubikmeter Wasser ins Tal werfen würde, so könnten die den Seespiegel noch nicht um einen Zentimeter steigen lassen. Die Geschichte verteilt sich ja über die ganze Fläche des Stausees.“

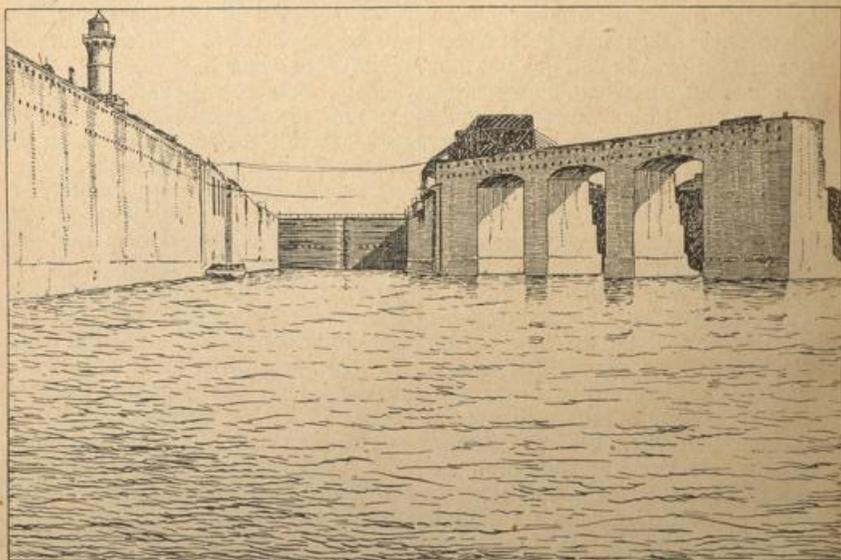
Der Barbier bog sich soweit vor, daß seine Nase beinahe in das vom Hinkenden gemalte blaue Kreidemeer eintauchte.

„Nun ist die Sache doch eigentlich kinderleicht zu machen, Hinkender!“ schrie er plötzlich. „Nicht wahr, nach dem Atlantischen Ozean zu brauchen wir in die Bergbarre bei Gattun nur einen Durchstich als Schleusentreppe einzubauen. Soviel ich weiß, kann man einen Kahn in einer Schleuse um neun Meter bequem emporschleusen. Setzt man da also bei Gattun drei Schleusen

hintereinander, so hat man den Spiegelunterschied überwunden und braucht nur noch die zwei oder drei Kilometer von Gatun bis zum Atlantischen Ozean auszubaggern.“

„Richtig, Herr Doktor!“ sagte der Hinkende. „Die Sache habt Ihr erfaßt. Also eine Einfahrt von der Bai bei Colon, der sogenannten Limonbai, und ein Kanal im Niveau des Atlantischen Ozeans bis zur Schleusentreppe von Gatun. Dort drei Schleusen von je neun Meter Steighöhe hintereinander. Die ganze Schleusentreppe nach neuzeitlichem Bauverfahren in Beton und Eisen ausgeführt, allein ein Meisterwerk der Technik für sich. Dann der mächtige Stausee, auf dem die größten Schiffe bis an das Gebirge von Culebra heranfahren können. Bis dahin ist die Sache klar.“

Der Hinkende lehnte sich in seinen Sessel zurück. „Mag sein, Peter Fritz, daß Ihr sie nicht für die Schwierigkeiten, aber da sind sie trotzdem. Beginnen wir gleich mit der ersten und ältesten, mit der Fieberplage. Früher war der Isthmus von Panama die börsartigste Fiebererde der Welt. Von den Leibesepischen Arbeitern gingen etwa fünfundzwanzig vom Hundert in einem Baujahr an Fieber zugrunde. Man hatte damals noch falsche Vorstellungen von der Natur des Fiebers. Es herrschte der Glaube, daß ansteckungsstoffs bei jedem Spatenstich aus dem jungfräulichen Boden quöllten, und stand dem Seuche machtlos gegenüber. Erst später erkannte man, daß die Krankheit durch die Stiche gewisser Mücken und Moskitos übertragen würde. Sind nun die Amerikaner ganz gründlich vorg-



Schleusentor am Eingang des Kanals bei Gatun.

„Sonnenklar,“ sagte Peter Fritz. „Und was dann weiter kommen muß, das kann man sich mit ein bißchen Überlegung selber sagen. Der Berg bei Culebra muß natürlich durchstoßen werden, und dann kommt man an den Abhang an der anderen Seite des Berges, und da geht es über ein kurzes Stück von fünfzehn Kilometer mit drei Schleusen wieder bis zum Meeresspiegel hinunter; bei Panama endlich erreicht der Kanal den Stillen Ozean!“

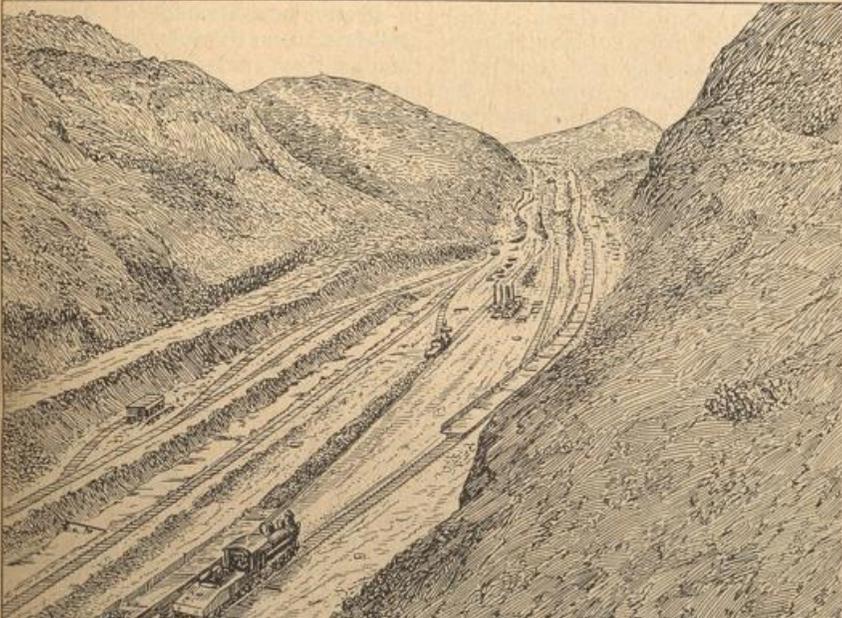
„So ist es, Peter Fritz,“ sagte der Hinkende. Der Barbier sann wieder ein Weilschen über seinem Schoppenglas; dann fuhr er fort: „Das ist doch nun aber alles so klar und einfach, Hinkender. Ich sehe durchaus keine von den vielen Schwierigkeiten, die immer in den Zeitungen auftauchen und den Bau des Kanals aufhalten.“

gangen. Die Mückenbrut und die Mückenlarven leben bekanntlich in stillstehendem Wasser, und aus ihnen das fliegende Insekt entwickelt. Also haben die Amerikaner jeden Tümpel und jede Wasserlache, die sie überhaupt auf dem Isthmus fanden, Jahre hindurch nach einem bestimmten Plan mit Koherdöl begossen, so daß sich über den ganzen Tümpel eine Deckhaut bildete, die den Luftzutritt abschloß und alle im Wasser befindliche Mückenbrut erstickte. Eine Arbeit, die viele Jahre gekostet hat und viele Millionen. Der Isthmus aber ist heute vollkommen fieberfrei. Allein diese Säuberung eines verseuchten Landes ist eine Großtat der Kultur.“

„Zugegeben, Hinkender!“ warf der Peter Fritz ein, „doch ist es immer noch keine Bauschwierigkeit . . . .“

„hängt aber damit zusammen, Peter Frit! erst mußte für die 30 bis 40000 Mann, die gleichzeitig am Panamakanal beschäftigt sind, überhaupt ein Klima geschaffen werden, in dem sie leben konnten. Dann aber mußte dies gewaltige Heer von Arbeitern längs der ganzen Kanalfreie quer durch den Urwald auch wirklich leben. Es mußte für Wohnungen, und zwar für gesunde Wohnungen, und für Lebensbedarf gesorgt werden. Ganze Städte aus Wellblechhäusern entstanden im Urwald und eine ganze Flotte von Schiffen war ständig unter Dampf und Segel, um die verschiedensten Bedürfnisse für das Arbeiterheer nach dem Isthmus zu schaffen. . . .“

land. Der ganze mächtige Gebirgszug, der den amerikanischen Erdteil vom höchsten Norden bis zum Süden durchzieht und von den Alaska Mountains bis zu den Bergspitzen von Feuerland reicht, ist eine Altersrunzel unserer Erde, eine durch die Schrumpfung ihrer Rinde entstandene Bildung, in der gewaltige Kräfte und Spannungen herrschen und in der es niemals ganz geheuer ist, wie es vor einigen Jahren ja die schweren amerikanischen Erdbeben gezeigt haben. Der Berg von Culebra aber ist ein Teil dieser Bergkette mit allen den geschilderten Eigenschaften, und wir dürfen uns nicht wundern, daß solcher Berg es übel nimmt, wenn er plötzlich 160 Meter tief angestochen und durchschnitten



Der Felsdurchstich bei Culebra

Wie Ihr's so schildert, Hinkender,“ unter nach der Peter Frit den Redner, „klingt's gewöhnlich und scheint eine echt amerikanische Gründung gewesen zu sein. Aber wo bleiben die Bauchwierigkeiten?“

Sie beginnen bereits bei diesen Dingen, Peter Frit. Durch die fürchterliche Sterblichkeit unter den Vesperschen Arbeitern war der Isthmus in einen so schlechten Ruf gekommen, daß die Amerikaner lange Zeit überhaupt nicht genügend Hilfskräfte bekommen konnten. Erst als die neuen und verbesserten Zustände allgemeiner bekannt wurden, strömten die Scharen aus aller Herren Länder wieder dorthin. Und nun will ich Euch endlich den Gefallen tun und auf die eigentlichen Bauchwierigkeiten eingehen. Die Landenge von Panama ist ein altes Erdbeben-

wird. Da werden dann plötzlich Kräfte frei; da gehen Spannungen los und plötzlich beginnt eine ganze Bergwand zu wandern und schleudert, wie es beispielsweise am 5. September 1912 der Fall war, in wenigen Augenblicken eine Riesenfelsmenge von anderthalb Millionen Kubikmeter in das frisch ausgehobene Bett.“

Der Peter Frit kratzte sich lange und ausgiebig hinter dem rechten Ohr. Die Geschichten hatten scheint's doch ihren Haken.

„Hm! Hm, ja Hinkender, wenn das so ist, wie Ihr es erzählt, dann scheint mir, die Vollendung des Kanals aber doch wirklich gefährdet, ja unmöglich.“

„Doch nicht unbedingt, Peter Frit. Das Nebel trägt hier, wie viele andere Nebel, die Heilung in sich selber. Durch jeden derartigen Felsrutsch

werden die Böschungen des Kanals natürlich an der Durchstichstelle immer flacher. Nach jedem Absturz läßt die Steilheit der hohen Böschungen naturgemäß nach und wir dürfen wohl hoffen, daß der Berg eines Tags an dieser Stelle vollkommen zur Ruhe kommen wird. Vielleicht hätten die Amerikaner den Durchstich von Anfang an breiter nehmen und die Böschungen flacher anlegen sollen, vielleicht aber ist es auch ein ganz gescheiter Kniff von ihnen, diese Felsstürze ruhig freihändig vor sich gehen zu lassen. Sie bekommen den Fels dann gut zerbrochen auf das Kanalbett geliefert, ohne daß es etwas kostet, und können ihn von dort ohne weiteres abfahren.“ —

Der Peter Fritz wurde ungeduldig. „Aber bedenkt doch, Hinkender, daß bei einem einzigen derartigen Absturz drei Eisenbahnzüge verschüttet und fünfzig Menschen erschlagen worden sind!“

Der Hinkende zuckte mit den Achseln. „Die Opfer des Kanals zählen nicht nach Tausenden, sondern nach Zehntausenden. Da wollen fünfzig nicht viel bedeuten, so kostbar auch tätige Menschenleben sind. Aber gehen wir zu den anderen Schwierigkeiten über, Peter Fritz. Der Isthmus ist, wie gesagt, ein alter Erdbebenherd, zerklüftet und verschrundet bis ins tiefste Mark. Das macht sich an einer andern Stelle, nämlich an dem großen Stausee von Gatun, auch höchst bedenklich bemerkbar. In der Theorie mag's sehr einfach klingen: man macht das Loch bei Gatun zu und dann muß das Wasser des Rio Chagres sich aufstauen und den großen See bilden. Theoretisch, wie gesagt, sehr schön. Praktisch aber kommt die Sache anders, weil eben der ganze Boden dieses Sees zerklüftet ist. Da gibt es gewaltige Versickerungen, und bis jetzt hat man es noch nicht nötig gehabt, einen einzigen Tropfen Chagres-Wasser über die Schleusentreppen in die Ozeane abzulassen. Die Versickerungen sorgen mehr als reichlich dafür.“

Wiederum begann der Peter Fritz sich hinter den Ohren zu kratzen. „Ja, Hinkender, dann könnten die Herren Amerikaner in ihrem Kanal ja eines schönen Tages einmal buchstäblich auf dem Trockenen sitzen?“

Der Hinkende nahm einen Zug aus seinem Schoppenglas. „Eure Vermutung ist so unbegründet nicht, Peter Fritz. Der Bauleiter des Kanals, der amerikanische Oberst Goethals, hofft zwar, daß alle diese unterirdischen Sprünge und Klüfte sich im Lauf der Jahre durch die erdigen Beimengungen des versickernden Wassers zuschleppen werden und daß die Versickerungen dann ganz von selber ihr Ende erreichen. Aber das ist eine Hoffnung, und es muß abgewartet werden, ob sie sich erfüllt. Immerhin reichen die Wassermengen des Chagre-Flusses vorläufig aus, um den See gefüllt zu halten. Aber... aber! seht Ihr Mannen, wenn einmal ein neuer

Erdbebenstoß den Isthmus durchzucken sollte... ja, dann könnten die Folgen unabsehbar sein. Der Culebra-Durchstich könnte zusammenfallen, die Schleusen von Gatun könnten undicht werden und in wenigen Minuten könnte das ganze großartige Werk, worin mehrere Milliarden Mark stecken, vernichtet sein.“

„Also hab' ich doch recht, Hinkender,“ rief der Peter Fritz siegesbewußt, „wenn ich diesen Kanal ein verunglücktes und unmögliches Unternehmen nenne.“

„Nein! Ihr habt nicht recht, Peter Fritz,“ erwiderte der Hinkende, „ich hab' Euch offen die Gefahren genannt, die den Kanal bedrohen. Auch die amerikanische Bauleitung kennt natürlich diese Gefahren. Soweit Menschentum zu überwinden vermag, ist alles Notwendige geschehen. Dem Unabwendbaren muß man ruhig entgegensehen, und soll man durch allzugetriebene Aengstlichkeit ein großes Werk scheitern lassen? Ich sagte: es kann in die auf dem Isthmus natürlich in jedem Augenblick einmal einen Erdstoß geben, ebenso wie solche Katastrophen nach vieltausendjähriger Ruhe über San Franzisko und Valparaiso hereingebrochen sind. Aber es kann auch ebenjotig während der nächsten zehntausend Jahre an dieser vollkommenen Ruhe herrschen. Und — um wieder auf die Hauptfrage zurückzukommen — die Vereinigten Staaten von Nordamerika brauchen diesen Kanal unbedingt. Er bedeutet für sie nicht nur ein mächtiges wirtschaftliches Mittel, einen neuen Seeweg, durch den die Häfen der Ost- und Westküste einander um hundert Seemeilen nähergerückt werden, sondern auch eine Machtvergrößerung zu Wasser, denn sie können dereinst mit derselben Anzahl von Schlachtschiffen, die jetzt zum Schutze der Küste bewachen und schirmen. Deshalb hat die amerikanische Nation mit einer Zähigkeit, die alle Welt Bewunderung verdient, und mit riesigen Geldopfern das Werk wieder aufgenommen, das die Franzosen in hoffnungslosem Zustand und buchstäblich vollkommen verjumpt zurückgelassen haben. Dieselbe Ausdauer und Kraftanspannung, die das Riesenbauwerk einmal betriebsfähig machte, die wird es auch dauernd betriebsfähig erhalten — mögen die Gewalten der Tiefe noch so oft grollend gegen das Menschenwerk andrängen!“

Der Barbier wollte seine Berlegenheit — dem des Hinkenden Beweisführung hatte ihn wirklich lachlich aus der Rolle gebracht — mit einem Glanz Markgräser wegschütten. Aber der Löwenwirt war augenblicklich nicht sichtbar, und ungeduldig aber vergeblich griff der Barbier mehrmals nach der Klingel, um die Löwenwirtin aus dem Reich ihres Herdes heranzuläuten. Es kam nie-

mand, weshalb der Hinkende mit verschmizten Kleingeldern sagte: „Seht, Peter Fritz! Ihr solltet die Amerikaner nicht tadeln. Bei denen geht alles doppelt und dreifach so geschwind als hierzuland. Professor Wilson, das neue Oberhaupt der Vereinigten Staaten, brauchte am Morgen des 10. Oktober 1913 in seinem Regierungspalast nur auf einen gewissen Knopf zu drücken, und auf dasselbe Zeichen fiel die letzte Sperrmauer, die das Panamakanalbett bisher vom Meere abschloß. Und doch ist es von Washington bis zu jenem Orte vieltausendmal weiter als von Eurem Sitz zu des Löwenwirts Küche. Damals machten die Vorstände der Weltausstellung von San Franzisko den Vorschlag, es sollten die Amerikaner der ganzen Welt zur Stunde besagter Dampfprennung einen Trinkspruch tun: »Ich trinke auf das Wohl des Panamakanals, auf das Wohl derer, die seinen Plan entwarfen und ausführten, sowie auf das Ereignis, das bestimmt ist, die merkwürdige Tat in San Franzisko im Jahre 1915 zu verherrlichen!« — Der Hinkende weiß nicht, ob es so gehalten worden ist. Aber da kommt der Löwenwirt, Peter Fritz, und wenn Euer Schoppenglas gefüllt ist, so versschlägt es nichts, wenn auch wir einen Trinkspruch tun und sagen: Möge der Panamakanal ein rechtes Friedenswerk werden, das die Völker einander näherbringt und zur Versöhnung der Staaten und Reiche beiträgt.“

Auch der Peter Fritz nickte und erging sich jetzt auf einmal — wetterwendisch, wie Barbieriere nur einmal sind — in den weitsehendsten Hoffnungen bezüglich dieses rätselvollen Panamakanals. Wenn auch nur ein Drittel davon sich erfüllt, so kann die Welt zufrieden sein.

### Kleinbilder aus unsern Sprachgrenzen in Südösterreich.

Von Dr. W. Groos in Karlsruhe.

Wir dürfen nicht leugnen, daß wir durch die nach jahrzehntelangen Geburtswehen schließlich mit Blut und Eisen zustande gekommene Wiedergeburt eines Deutschen Reiches und durch die Sorge um seinen wohnlichen Ausbau etwas ungherzig reichsdeutsch geworden waren und uns um die Deutschen vor den Grenzen beinahe noch weniger als früher gekümmert hatten. —

Durch die unablässige Aufklärungsarbeit des deutschen Schulvereins — jetzt „Verein für das Deutschtum im Ausland“ — hat sich das ja gottlob gebessert, aber noch lange nicht genug: man kennt eben bei uns noch viel zu wenig aus eigener Anschauung die Not und den Druck, unter denen unsere Volksgenossen jenseits der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle an unzähligen Stellen leiden. — Dem Zusammensein mit solchen als Student in derselben Burichenschaft

danke ich, daß ich 1875 die in Volkstreue vorbildlichen Siebenbürger Sachsen, ihr Land und ihre Lage kennen lernte. „Treue um Treue!“ — gelobte ich mir, und ich habe, seitdem auf andere Reiseziele verzichtend, alljährlich meine Urlaube verwendet, die Grenzlande unseres deutschen Sprach- und Volksgebietes rings um das Reich herum kennen zu lernen und das Gesehene und Erlebte zur Werbung der Teilnahme für bedrängtes Deutschtum zu verwerten. —

Uns Süddeutschen lag das „heilige Land Tirol“ Andreas Hofers am meisten am Herzen. Dorthin zog's mich zuerst und dann weiter in die Südmärk Oesterreichs, durch die dem deutschen Volk der einzige Zugang zu einem Südmeer mit eisfreiem Hafen gegeben ist. Und da möchte ich denn zu Ruß und Frommen der Leser etwas von meinen Erlebnissen bei den Deutschen dort erzählen und zeigen, wie man zu helfen gesucht hat, wo es not tat, und mit welchem Erfolg. — „Man soll das Kind nicht mit dem Bad ausschütten“, — sage ich mir seitdem immer wieder, wenn ich lese und höre, wie katholische Priester, sogar deutscher Eltern Söhne, deutschen Gemeinden Gottesdienst und Religionsunterricht in deren Sprache vorenthalten, in Südtirol wie in Böhmen, Ungarn, Galizien. Ich habe auch andere Priester kennen gelernt. — Im Monsberg, südlich von Meran, liegen in der sonst welschen Bezirkshauptmannschaft Eles hoch im Gebirg vier deutsche Gemeinden. Die waren lange schon ein Dorn im Aug nicht nur den „Italiänissimi“, den Freudentisten, die Südtirol für Italien „erlösen“ möchten, sondern, wie es scheint, auch den k. k. Behörden, letzteren vielleicht nur wegen der Unbequemlichkeit, dieser paar Gemeinden halber auch in einer zweiten Sprache amten zu müssen. So erhielt eine uralte deutsche Berggemeinde zuoberst, deren Siegel abgenutzt war, von der Behörde ein neues mit der Umschrift „Commune di Senale“ — der Benennung des Orts bei den welschen Nachbarn, wohl nach dem deutschen Wort „Sennele“ gebildet. Was tun? „Den Anfängen muß man begegnen!“ Aber offenen Widerstand gegen die vorgelegte Behörde? Da half die geistliche Klugheit des damaligen Kuraten Peratoner, und der wackere Ortsvorstand schickte auf seinen Rat das Siegel „gehorsamst“ zurück: „Es müsse durch ein Versehen an seine Gemeinde „Unsere liebe Frau im Walde“ gekommen sein. — Sein Amtsbruder drüben in Probeis, der leider auch seitdem verstorbene Kurat Mitterer, ist weithin bekannt geworden als der Mann, von welchem mittelbar der Anstoß zur Gründung des großen „Deutschen Schulvereins“ in Oesterreich ausgegangen ist: er hatte unermülich nicht nur für das geistige, sondern auch für das leibliche Wohl seiner armen deutschen Gemeinde gearbeitet; neben Instandsetzung der



Kirche, Spizenkloppelei, später Korbslechten in den langen Wintermonaten eingeführt, eine Schießstätte mit deutschen Gedenkbildern zustande gebracht u. a. m., und war bedacht, den Schulunterricht, den er selbst bisher den freiwillig erscheinenden Kindern in einem Zimmer des Erdgeschosses seines Wittums erteilt hatte, den Anforderungen der heutigen Zeit entsprechend zu verbessern. Aber um die Schulpflicht allgemein durchzuführen, brauchte es eines eigenen Schulhauses und Lehrers, und das hätte die arme Berggemeinde schwer belastet, wenn nicht die Beihilfe hierzu die erste Tat des „Deutschen Schulvereins“ gewesen wäre, der sich auf den Bericht von drei Wiener Alpenwanderern über die Notlage des Deutschtums hier an der Sprachgrenze 1880 in der Reichshauptstadt bildete. — Durch sein rechtzeitiges Eingreifen sind diese gefährdeten deutschen Außenposten im Ronsberg in ihrem Volkstum gesichert worden. Letzten Endes ist das aber dem volkstreuem Priester zu danken, bei dem jene Herren die Not ihrer Volksgenossen an der Sprachgrenze kennen gelernt hatten. —

Und so ist auch die hochgelegene Gemeinde Lusern im äußersten Südtirol, hart über der italienischen Grenze, dem Deutschtum in erster Reihe durch ihren Pfarrer Zachristian erhalten worden, bei dem ich das Wunderbare erlebt habe, daß — nach einer längeren Auseinandersetzung über seine ausfällige Bemerkung: „Guer Bismarck hätte den Franzosen nur Land, nicht Geld abnehmen dürfen!“ — der Tiroler Priester, früher Feldkaplan, seine Schlafzimmertüre öffnete und mir das Bild Bismarcks über seinem Bett wies! Und das war zu einer Zeit, als im Deutschen Reich selbst die Verbitterung aus dem „Kulturkampf“ noch stark nachwirkte. In Bismarck sah er eben die Verkörperung des Deutschtums, um den uns der Deutsche im leider undeutsch gewordenen Staate beneidet. — Nach Lusern war ich auf mehrtägiger Wanderung über den Mendelpaß hinab quer durchs Etzhtal längs der deutsch-italienischen Sprachgrenze, über Truden und Altrey, die deutschen Außenposten beim Fleimser Tal, und über die deutsche Insel des Ferrentales gekommen — unterwegs auch durch das einst deutsche, nun sprachlich verwelschte, aber auf Verdienst in deutschen Gegenden angewiesene Paneider Hochtal. Dort hatten mir im Wirtshause die Männer versichert: „Siamo tutti Tedeschi!“ — Wir sind alle Deutsche — ohne es deutsch sagen zu können. Die Jugend aber sollte es wieder lernen, und der Schuster Hyazint Gaspari, früher Bahnarbeiter im Reiche, lehrte es in den Abendstunden schlecht und recht, mit nicht üblem Erfolge gegen einen Jahresgehalt von 50 fl. Ein Schüler hatte sogar seinen Namen „Cespoli“ in „Strauch“ rückverdeutsch, wie ich zu meinem

Bergnügen aus den Ueberschriften eines alten und eines neuen Schreibheftes von ihm herausbrachte. —

Daß die Bauern auch in dem heute italienischsprachigen südlichen Zipfel von Tirol nichts von den landesverräterischen Umtrieben der „Signori“, der Herren in den Städten, wissen wollen, hatten mir schon früher einmal bei einer Wanderung durch das Suganertal ein paar Weggenossen in ihrer Gebärdensprache klargemacht, indem der Wortführer einen österreichischen Silbergulden mit dem Bilde des Kaisers küßte und darauf ein italienisches Kupferstück in den Straßenschmutz warf — natürlich nicht ohne es wieder aufzuheben. — „Sie sollen ihn nicht haben!“ „den Garten Deutschlands“, das schöne Südtirol! die unerjättlichen Italiener, die, was ihre Sprachgenossen in Tirol genießen, Pflege und Gleichberechtigung ihrer Sprache, den Deutschen, die ihnen mit Venetien zugewandert, den sogenannten Zimbern, durchaus vorenthalten. Daß es 1866 zur Mitabtretung dieser hochstämmigen, blonden und blaugrünen Germanenenkel an das Königreich Italien gekommen, hat die völkische Gedankenlosigkeit österreichischer Staatsbehörden verschuldet. Es war ein Blatt der österreichischen Generalstabskarte, in dem ich auf meiner Wanderung durch diese „Siebengemeinden“ unter alten deutschen Ortsnamen in italienischer Uebersetzung oder Wortform las, darunter auch den sehr wenig urömisch klingenden Namen „Tiffatelle“. Ein Bauer half mir über das Kopierbrechen weg: „s tiefa Tälle“ heißt der Ort, und ist es auch der Lage nach. —

Durch königlich italienisches Gebiet führte von da die Bahn in das Südösterreich, das bis zur Adria hinabgeht — nach Görz und Triest und über Fiume und den Karst nach Krain, dem Friedhof des Deutschtums mit den deutschen Namen der Städte und Dörfer der Deutschenhasser, die aus der Südmart ein Slawenland als Teil eines großen Südslavenreiches vom Balkan bis an die Tiroler Grenze sich herauszuschneiden wollen. — „Der deutschen Zunge an der Adria Rot und Hoffnung“ habe ich seinerzeit meinen Reisebericht überschrieben — beides verkörpert sich am augenfälligsten in der noch einzig erhaltenen großen Sprachinsel Gottschee im Südosten von Krain. Ich hatte es gut getroffen, durfte damals — vor nun drei Jahrzehnten — Augen- und Ohrenzeuge des ersten tatkräftigen Eingreifens des „Deutschen Schulvereins“ auf diesem wichtigen Fleck deutschen Bodens sein, nachdem ein in Prag wohlhabend gewordener Gottscheer, Stampfl, sein Vermögen dem Schulverein für das Gottscheer Ländchen vermacht hatte. Das weitvorgehobene Dorf Maierle, in eine slovenische Gemeinde eingeschult, erstrebte und erhielt dann auch eine

wirkliche deutsche Schule Bis dahin war mit Mühe eine deutsche Privatvolksschule mit einem sogenannten Notlehrer, einem früheren Unteroffizier, unterhalten worden — durch freiwillige Beiträge neben den an die andere Gemeinde zu zahlenden Schulsteuern. Und in was für einem Gebäude! Ein Häuschen mit einem Raume, dem „Schulzimmer“ — unheimlich heiß — in welchem auch das Bett des alten Lehrerpaars stand. Der Kachelofen war warm trotz der Frühommerzeit. Er diente auch als Kochherd, und die Frau hatte heute ein warmes Esen, den Rest unseres Mahles im Wirtshause, zu dem wir den Lehrer eingeladen hatten. Er wußte, daß er sich anderswo ein kümmerliches Unterkommen suchen müsse, wenn eine richtige Schule mit Oeffentlichkeitsrecht, mit einem gepriüften Lehrer, errichtet werde, und doch tat der schlichte deutsche Mann sein möglichstes bei den Bauern, daß sie zuhause komme. — Durch eine planmäßige Hilfs-Gottischeer Sprachinsel mit ihren 25000 Seelen in ihrem Volkstum gesichert und zu einem festen deutschen Wellenbrecher in der slavischen Flut er Bauernausgebaut worden. Und er wird zugleich der stärkste Brückenpfeiler nach Triest sein, das in den 1866 unfer Bismarck den Italienern wehrte, wenn die andern Reste deutschen Bodens und Ruinjätze durch die im Gefolge der Tauernbahn lebhafter sich entwickelnde Industrie (besonders in und bei der Hauptstadt Laibach und in Oberfrain) durch die Schutzdämme deutschen Unterrichts und völkischer wirtschaftlicher Verbände gefestigt werden. So blüht da und dort neues Leben aus den Ruinen, neben der Stadt Laibach, in der jahrzehntlang den immer noch 5000 Deutschen eine öffentliche deutsche Volksschule rechtswidrig vorenthalten worden ist, eine neue deutsche Schule in dem Arbeitervorort Unterjochman. Aber an nur zu vielen Orten ist die Gründung des „Deutschen Schulvereins“ zu spät gekommen, manchmal nur um eine kurze Spanne Zeit. Ich habe sie noch gehört, die alte deutsche Mundart von Tarz, oben im Gebirge zwischen Krain und dem Görzischen. Sie war mittelalterlich versteinert, denn sie entbehrte der Pflege in Kirche und Schule. Im Tale von Eisnern hatte sich längst der Sieg für das Slovenische entschieden, hier aber konnte deutscher Unterricht noch an die Sprache der Alten anknüpfen. Dazu zu helfen, versprach ich meinem Weggefährten, der die Poststücke hinaufzutragen hatte. Auf meinen Brief von zu Hause nach der Reise kam aber keine Antwort. Der slovenische Priester hatte den Umschlag mit der reichsdeutschen Briefmarke erbrochen, mein Schreiben gelesen und behalten. Und er hat kein Behl daraus gemacht, ja sich gerühmt, in keine Gemeinde komme kein geschriebenes und

gedrucktes Wort, ohne sein Wissen. Der Weg gehe über das Pfarrhaus, jeder weitere Versuch mit einer deutschen Schule sei umsonst. So hatte ein späterer Besucher dort erzählt bekommen. — Deutschruth über dem Gebirge drüben war schon vorher als für das Deutschtum verloren aufzugeben. — „Es war einmal“ — klingt's aus noch manchem Ortsnamen in Krain dem deutschen Wanderer wehmütig entgegen. —

Das ging mir auch durch den Sinn, als ich ein andermal, anderthalb Jahrzehnte später, am Ausgangspunkt meiner Wanderung nach Tarz unten im Savetal auf der Bahn vorbeifuhr — mit zwei guten Gefellen, wackeren Vorkämpfern des Deutschtums in Krain. Die waren auseinandergekommen durch Meinungsverschiedenheiten über das „Wie?“ in der Führung des völkischen Kampfes. Das hatte mir der eine geklagt, der andere bedauerte es gewiß auch. Weil aber keiner den ersten Schritt tat, wanderte ich zum zweiten weiter und brachte ihn — mit Hilfe seiner Frau — dazu, mich aus seinem Gebirgstal herauszubegleiten, da er mich doch nicht allein in die Nacht hineingehen lassen konnte. In der Morgenfrühe traf dann auch der Laibacher ein zur gemeinsamen Fahrt nach dem in Oberkrain allein noch ganz deutsch gebliebenen Orte Weißenfels dicht an der Kärntner Grenze. Es galt einen Schulbau zusammenzubringen; der Elsäßer Direktor eines reichsdeutschen Eisenwerkes, der sein deutsches Herz erst im Slovenienland entdeckt hatte, trat beim Gemeindevorstand auch wacker mit Rat und Tat für die deutsche Schule ein, und als wir nach verrichtetem Werk abends auf dem Bahnhof von Tarvis uns trennten — ich, um wieder allein nach den zwei halbverschollenen deutschen Gemeinden Zahre und Bladen im italienischen Friaul hinüberzusteigen — hatte ich die Freude, die zwei alten Freunde, die bei der Herfahrt noch frostig mir zur Seite gesessen hatten, durch die gemeinsame völkische Arbeit ausgeföhnt, in schönster Eintracht miteinander heimsfahren zu sehen. —

Nach Krain war ich dieses Mal durch die Südsteiermark gekommen — von der Grenze des geschlossenen deutschen Sprachgebietes bei St. Egidii durch halb und ganz slovenische Orte nach der alten deutschen Stadt Marburg an der Drau hinabwandernd, und nach einem Abstecher zur Schulvereinschule in Rohitsch-Sauerbrunn, an deren Wiege auch der „Landesverband Baden des Vereins für das Deutschtum im Ausland“ gestanden hatte, von der hartumstrittenen Stadt Gilli an der rauschenden Saun hinab nach Bad Tüffer gepilgert, wo ein aus Baden stammender Arzt fragte, warum denn so wenige mehr aus dem überfüllten Reiche in diese schönen Lande kämen, das alte Erbteil dem deutschen Volke zu erhalten, statt in Amerika

und sonstwo Völkerdünger zu werden. Er hätte jetzt weniger Anlaß mehr zu dieser Klage; reichsdeutscher Unternehmungsgeist bläst dort Hochöfen an, errichtet Fabriken, pflanzt neue Gewerbe — die Großindustrie eines Konstanzers (nicht von Geburt, aber aus Neigung), Fabrikant Brym, ist mit darunter. Zur Ruh' gesetzte Beamte und Offiziere erwerben feile Landstücke, und Bauern aus dem Reiche, besonders Winzer aus der Heilbronner Gegend, siedeln sich im Windischen Büchel ob Marburg an, im Anschluß an die Deutschen der ausgedehnten Gemeinde St. Egidii, und bei dem deutschen Außenposten Mahrenberg, weiter oberhalb an der Drau. — Was ein einzelner, der Gutsbesitzer von Pistor, mir damals vor bald 20 Jahren, als er mich in seine neue deutsche Schule führte, als sein Endziel bezeichnete, frisches deutsches Blut der gefährdeten deutschen Sprachgrenze zuzuführen, wird nun Ereignis durch die Förderung des großen völkischen Vereins „Südmark“ und durch eine evangelische Gesellschaft mit ihrer Siedelungsbank „Heimstatt“. — Dem ins Kraut geschossenen Uebermut der Südslaven gegenüber ist verstärkte deutsche Arbeit die gegebene Antwort: schon haben weiter nördlich an der Grenze des geschlossenen deutschen Sprachgebiets in der mehrere Orte umfassenden Gemeinde St. Egidii die Deutschen die Mehrheit bei den Gemeindevahlen wiedergewonnen. Slovenischer Grundbesitz geht auch weiterhin in deutsche Hände über. Der schmale Streifen windischen Sprachbodens, der Marburg mit Umgebung zur Sprachinsel macht, muß allmählich durch Aufkauf und Besiedelung gänzlich verdeutschet werden. Das ist die nächste Aufgabe! Und die slavische Herausforderung hat das Gute gehabt, den langmütigen Deutschen endlich zur besten Art der Abwehr, zum Vorstoß, zur Wiedergewinnung verlorenen Bodens zu bringen. —

Auf ein bis vor kurzem nicht genügend beachtetes Mittel, die deutsche Landbevölkerung an der Sprachgrenze zu verstärken, weist der Ort hin, an dem diese „Kleinbilder aus unseren Sprachgrenzen in Südbösterreich“ erscheinen, Jahr mit seinem „Hinkenden Boten“, die Geburtsstätte des „Reichswaisenhauses“. — Hunderte von deutschen Waisenkindern gehen heute unserm Volkstum verloren, indem sie in gemischtsprachigen Gemeinden Südbösterreichs von Ortsvorständen in slovenische Häuser vergeben werden oder in Graz und andern Städten in Waisenhäusern Aufnahme finden, die sie der Landarbeit entfremden. Sie müssen dem Deutschtum auf dem Lande, an der bedrohten Sprachgrenze erhalten und zugeführt werden. Dort hat die Waisenspflege neben der rein menschlichen eine deutschvölkische Bedeutung. Man braucht nötig verstärkten deutschen Nachschub auf dem Lande,

am Rande des geschlossenen deutschen Sprachgebiets, zu dem eine Waisenanstalt beitragen würde; und an dem dafür gegebenen Plage — an der Sprachgrenze — stünden nach neuen Verzeichnissen feiler Güter genug geeignete Verkauflichkeiten zur Verfügung, auch größere herrschaftlicher Art, die nicht so leicht Käufer finden, besonders mäßigen Preisen. — Was zuerst dem Reichswaisenhaus in Jahr so glänzend gelungen und in den ähnlichen Anstalten der „Reichsfechttschule“ zu Magdeburg, Salzwedel, Niederbreitig, Schwabach und neuerdings Bromberg mit Erfolg fortgesetzt worden sollte das nicht in der Südbösterreichischen Zunge ebenso wohl möglich sein, wenn alle rufenen Kreise zusammenwirken, in der mark selbst und im Deutschen Reiche! Es darf nichts unversucht bleiben, damit der unserer ostmärkischen Volksgenossen: „Dem deutschen Volk die deutsche Schule!“ und „Zur Schule die Scholle!“ — zu voller Tat werde „Zur Scholle den deutschen Bauer!“ —

### Napoleons Ende.

Eine Jahrhundert Erinnerung von Wilh. Schlang. Der Hinkende, der sonst Geschichtssachen gelehrten Fachmännern überlassen muß, doch im vorigen Jahr und im vorvorigen geneigten Leser etliche Erinnerungen an jene große Zeit, da die Völker Europas wider den Schrecken der Welt aufstund und eine ungeheure Erhebung die Zwingherrschafft des großen Bonaparte zerbrach. Aus dem heiligen Werk der Vaterlandsverteidigung ward ein Angriffskrieg; die gallische Erde hatte Marsch und Sturm lauf fremder Heeresmassen wie einst die deutsche gedöhnt. Dann war Napoleon, der stolze Eroberer, auf eine kleine Insel im Mittelländischen Meer verbannt worden, seine Widersacher machten mit Frankreich einen lauen Frieden (höfische Eifersucht stand dabei Gevatterin) und der feiste Entelsohn jenes Ludwig, dessen Söldner einst die deutsche Palz verwüsteten, setzte auf dem Throne Frankreichs die Mißwirtschaft der Bourbonen fort. In Wien aber saßen die Großen, um das Gleichgewicht der Staaten wieder herzustellen, denn dieser Napoleon, der kleine Korporal mit der Feuerseele, dessen Auftreten einem Erdbeben gleich, hatte uralte Ordnungen über den Haufen geworfen, und nun galt es, allenthalben Kronen zu flicken und Throne wieder anzubessern. Alle Mächte hatten Vertreter zu dieser unvergleichlichen Ratsversammlung geschickt. Nur der Türkei war daheim geblieben. Er konnte das Schlaraffenleben, das man an der schönen, blauen Donau trieb, zu Hause billiger haben.

Der Hinkende hat vor Jahresfrist schon das Nötige gesagt über die Gaukel- und Hänkespiele

auf dem sogenannten Wiener Kongreß, wo die Mächthaber und Staatenordner um die Länder und Völker feilschten, nicht anders, als ob Frühlingspflücker um ein saures Leberle würfeln. Man hat ausgerechnet, daß die ununterbrochenen Festlichkeiten: Tafeleien und Feuerwerke, Heerschauen und Schlittensfahrten samt abenteuerlichstem Mummenschanz den Wiener Hof dreißig Millionen Gulden gekostet haben. Aber was geschah? Die Faust eines Tyrannen, den sie alle bezähmt glaubten, griff mitten hinein in dies üppige Wohlleben, daß das Zwerggeschlecht eitler, gewissenloser Prasser vor Schreck schier erstarrte. Napoleon hatte es gewagt, durch einen kühnen Handstreich noch einmal die Krone Frankreichs an sich zu reißen. Am 26. Februar 1815 war er mit zuverlässiger Mannschaft von Elba entflohen, hatte am 1. März die südfranzösische Küste betreten, sah die Truppen, die ihn abwehren sollten, dem Zauber seiner Persönlichkeit so sehr erliegen, daß sie weinend sich ihm zu Füßen warfen, aufjauchzend seine Hand, seinen Mantel, seinen Degen küßten . . . gewann die Hauptstadt ohne Flintenschuß und Schwertstreich und ward am 20. März auf den Schultern seiner Getreuen in das alte Schloß getragen, das man die Tuilerien nennt. Alt und jung in Paris hatte sich mit Weilchen und der dreifarbigten Kokarde geschmückt, und es ging ein Jubel durch das Volk: „Es lebe der Vater der Weilchen!“ — Denn man hieß den Vergötterten auf einmal so, weil von seinen Anhängern bei Napoleons Verbannung gesagt worden: sobald die Weilchen blühen, ist unser Kaiser wieder da!

Dem Zaren hatte es übrigens schon am 29. Oktober 1814 von Straßburg aus eine merkwürdige Landsmännin, die Baronin von Krüdener — sie lebte lang in Karlsruhe — warnend ge-  
weissagt, daß der Napoleon in wenigen Monden von Elba nach Frankreich zurückkehren werde. Nun es geschehen war, holten auch die Mächte zum Gegenschlag aus: Napoleon ward als Weltfriedensstörer in Acht und Bann getan, d. h. außerhalb gesetlichen Schutzes gestellt und der öffentlichen Rache überliefert. Und obwohl der Kaiser feierlich erklärte, er sei nicht nach Frankreich gekommen, mit den fremden Staaten neue Bündel anzufangen, so erfolgte doch eine allgemeine Schilderhebung derselben Verbündeten, die vor anderthalb Jahren den übermütigen Zwinghern nach furchtbarem Ringen niedergeworfen hatten.

Sofort sammelte auch der Schlachtenkaiser unter seinen sieggewohnten Adlern ein neues Heer. Da aber viele Bürger- und Bauernsöhne nur mit Murren wieder Waffendienst leisteten, so meinte Napoleon durch zündende Aufrufe den Heerpflüchtigen seinen kriegerischen Geist von neuem einzupflanzen: „Soldaten! wir haben Gilmärsche zu machen, Schlachten zu liefern, Ge-

fahren zu laufen, aber bei Ausdauer wird der Sieg unser sein! Die Menschenrechte und das Glück des Vaterlandes werden wiedererobert werden. Für jeden Franzosen, der Mut besitzt, ist der Augenblick gekommen, zu siegen oder zu sterben!“

Der Leser merkt: Napoleon der Erste konnte nicht nur große Taten vollbringen, er konnte auch große Worte machen. Er war ja eines Advokaten Sohn . . .

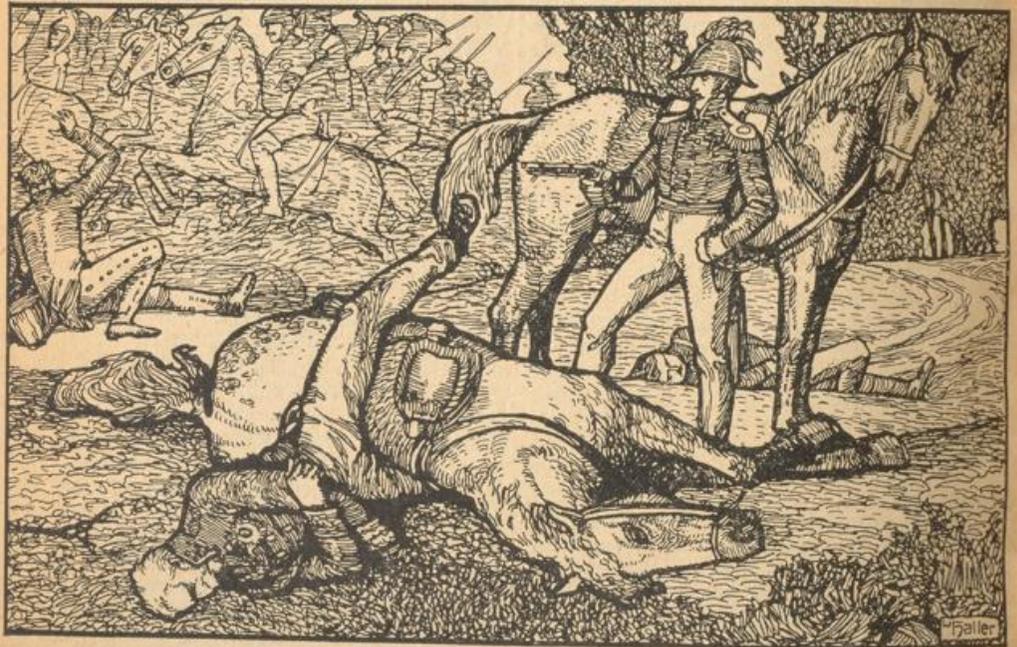
In Blücher hätte nichts vom Heldegeist des Alten Fritz leben müssen, wäre er dem Gedanken an einen neuen Krieg nicht sofort verfallen gewesen. Seit Monden hatte er den Zorn gegen die Diplomaten in sich hineingefressen, weil ihr Gänsekiel allemal die Erfolge des Schwerts verdarb. „Wir müssen, Gott straf' mir, von vorn anfangen,“ sagte Blücher zum englischen Gesandten in Berlin; „daran seid nur Ihr Engländer schuld.“ Es wollte dem Alten nämlich nicht in den Kopf, daß Napoleon von Elba entweichen konnte, trotzdem eine britische Flotte im Mittelmeer kreuzte. Mitte des Ostermonds stand Blücher mit der preußischen Heermacht, deren Oberbefehlshaber er war, am Niederrhein. Er vereinigte ungefähr 130000 Mann — darunter viele, die schon an der Ratzbach, auf den Schlachtfeldern von Großbeeren und Leipzig die Feuertaupe empfangen — und gedachte sich mit den Streitkräften des Britenherzogs Wellington zu vereinigen, die ebenfalls unweit der Nordgrenze von Frankreich Stellung genommen hatten. Ihrer waren es etwa hunderttausend Waffenfähige, Engländer, Hannoveraner und Niederländer. Der Marschall Borwärts, ein Draufgänger wie er war, drängte auf eine entscheidende Unternehmung; ehe die Oesterreicher mit den Süddeutschen das Elsaß angriffen und die Russen den Mittelrhein erreichten, konnte schon halbe Arbeit gegen den Napoleon getan sein. Der Marschall Rückwärts, Fürst Schwarzenberg, der am Oberrhein kommandieren sollte, betrieb einen andern Plan: bevor der 1. Juni da ist, die Feindseligkeiten ja nicht eröffnen! Wellington hatte seinen Standort in Brüssel, und da es sich mit schönen Damen leichter tanzt als mit dem Bonaparte, so vergnügte er sich auf den Ballen der belgischen Hauptstadt. Eh' man's dachte, befand sich Napoleon mit seiner ganzen Macht, etwa 130000 Mann, in bedrohlicher Nähe der Verbündeten. Der alte Löwenmut des Siegers von Marengo, Austerlitz und Jena war wieder über ihn gekommen. Er wußte, was diesmal auf dem Spiele stand. Wenn es gelang, einer Vereinigung der verbündeten Heere zuvorzukommen, den Blücher und den Wellington einzeln zu schlagen, so behauptete der Franzosenkaiser das Feld, und die Krone saß fester denn je auf dem gefährdetsten Haupte. Schlossen sich seine Gegner zu einem

großen Wassenkörper zusammen, so war eine höchst gefährliche Lage für den Cäsar geschaffen.

Am 15. Juni begann Napoleon den Angriff. Mit ungeheurer Stoßkraft warf er sich auf Blüchers Vortrupp. Heldenmütig wehrten sich die Zieten'schen gegen vierfache Uebermacht, der sie doch schließlich weichen mußten. Tags darauf aber, ehe Wellington den Preußen die zugesagte Hilfe leisten konnte, griff Napoleon die rasch zusammengezogenen Streitkräfte Blüchers an. Bei Ligny, einem starken Dorfe, auf engstem Raum, ballte sich das ungeheure Ringen — der entseßlichsten eines, deren die Weltgeschichte kennt. Um die dritte Mittagsstunde, bei glühender Sonnenhitze, hatte die Schlacht begonnen —

Nähe getroffen, fällt, begräbt den Helden unter sich. Angriff und Abwehr der Veritlenen brausen unmittelbar vorüber. Seinem Adjutanten hat Blücher noch zurufen können: „Kostig! nun bin ich verloren!“ Dann entzieht ihn schwere Betäubung den Vorgängen. Der treue Kostig aber hält mit gespanntem Pistol neben dem Gefallenen aus, und als Blücher das Bewußtsein wiedererlangt, hilft er dem Führer rasch aus dem Getümmel. Es war die höchste Zeit! Denn wehe dem Napoleonhasser, wären die Franzosen seiner habhaft worden!

Das war der 16. Juni. Sneyenau aber, unfres Blüchers Waffengenoss, konnte sagen: „Die Schlacht verloren, aber nicht die Ehre.“



Blüchers Unfall bei Ligny.

wütender Kampf um den unscheinbarsten Stützpunkt, ein opfervolles Gewinnen und Wiederverlieren, gewaltiges Tosen der Säbelklingen und Feuerrohre, zuweilen übertönt von einem tausendstimmigen „Vive l'Empereur!“ — „Es lebe der Kaiser!“ Und das ungeheure Vernichtungswerk scheint auch die Natur erregt zu haben. Ein furchtbares Gewitter geht hernieder, aber es steigert nur den Grimm der Kämpfenden. Napoleons alte Gardes, die gefürchteten Bärenmützen, erringen einen entscheidenden Vorteil. Die preußische Mitte ist durchbrochen. Blücher selbst, von jugendlich brausendem Ungestüm, wirft sich, das Ganze zu retten, mit seinen Reitern ins Getümmel. Sein Pferd, ein englischer Schimmel, von einer Kugel aus nächster

Meisterlich ordnet er den Rückzug auf Wavre — eine Leistung, die wir gar nicht hoch genug bewundern können. Denn man muß sich gegenwärtig halten, welche Anstrengungen unmittelbar vorangegangen, und daß es um die Verpflegung der Tapfern übel bestellt war. Napoleon hat seinen Sieg bei Ligny nicht ausgenüßt. Als er den Marschall Grouchy zur Verfolgung der Preußen ausschickt, ist es schon zu spät. Jetzt rückt Napoleon auf der Brüsseler Straße weiter. Das Blücher-Heer, so glaubt er, ist völlig geschlagen, ja zersprengt. Nun kann der Wellington drankommen, das Herzöglein, das in Brüssel auf dem Tanzboden den Galanten gespielt hat. Aber so ganz ohne Grund haben die Engländer ihren Feldherrn nicht den Herzog

von Vittoria geheißten. Er hat in Holland und bei den großen Kaufereien in Spanien auch etwas vom Kriegshandwerk gelernt und erst vor zwei Jahren gegen die Napoleonischen bei Vittoria im Baskenland einen großen Sieg erfochten. Jetzt zählt er sechsundvierzig Jahre, steht aber schon lang im Ruf eines kalten Verstandesmenschen. Der Blücher hatte, wohl gemessen, seine dreiundsiebzig Sommer, aber es war noch derselbe Feuerkopf, der einst mit dem großen Preußenkönig — weiß Gott, mit dem Alten Fritz! — Handel anfang und dafür zum Teufel gejagt wurde. Ungestim und Berechnung tun meist so wenig gut zusammen als Feuer und Wasser. Bei Waterloo aber gab es einen guten Klang. Dieses Waterloo blieb uns ein ehrfurchtgebietender Name von der Schulbank her. Dort ward die Macht eines Weltbeherrschers endgültig zertrümmert. Vom heutigen Geschlecht ist keiner mit dabei gewesen; aber die Hauptsache dessen, was an jenem 18. Juni geschah, hat wie ein Selbsterlebtes unser Bewußtsein ergriffen. . . .

Wellington hat am Morgen alle verfügbaren Truppen, wohl 77 000 Mann und 180 Geschütze wenige Stunden südöstlich von Brüssel in Schlachtordnung aufgestellt. Während des Ringens beiigny wehrte er französische Angriffe tapfer ab. Er ist jetzt bereit, sich der französischen Hauptmacht zu stellen, denn Blücher gab das Versprechen, nicht mit einem Teil seines Heers, sondern mit sämtlichen Streitkräften zu den Verbündeten zu stoßen. Und auf den Blücher ist noch allemal Verlaß gewesen!

Mit 75 000 Gewaffneten und 280 Geschützen (es können auch mehr gewesen sein) steht Napoleon zum Kampf bereit. Um 1/2 12 Uhr gibt er das Zeichen zum Angriff. Ein großes Schloß nebst Park, Hougomont mit Namen, steht der linken Flanke der Franzosen drohend vorgelagert. Ein heftiger Kampf entspinnt sich um diese Befestigung. Am Widerstande von Braunschweigern und Nassauern prallt der feindliche Sturm wie an einer Mauer ab. Vier gewaltige Angriffsmassen werfen sich dem Heere Wellingtons entgegen, aber es gelingt nicht, dessen Schlachtlinie zu durchbrechen. Stundenlang wogt der mörderische Kampf unentschieden hin und her. Der unschuldige Meierhof La Haye-Sainte sieht ein gegenseitiges Morden von Helden. Die Feldherrn setzen sich dem vernichtenden Feuer aus, Offiziere und Gemeine zu äußerster Kriegseistung anzuspornen — der Kaiser auf seinem kleinen Grauschimmel in grauem Ueberrock und in violettseidener Weste.

Nur unter Aufbietung der letzten Kräfte vermag das englische Heer noch standzuhalten. Mehrfach schon geriet seine Mitte bedenklich ins Wanken. Wellington ward von Stund zu Stunde besorgter. Mit der Uhr in der Hand, so heißt es, harrete er des Bundsgenossen. . . .

Blücher hatte an den Folgen seines Sturzes einen knappen Tag lang festgelegt. Am Morgen des 18. Juni stieg er bereits wieder, obschon mit schmerzenden Gliedern, zu Pferd. Der Wundarzt, der ihn gehörig verbinden und einreiben wollte, ward lachend abgewiesen: „Ei was! wozu noch erst schmieren! Ob ich heute balmasirt oder unbalsamirt in die andre Welt gehe, kommt auf eins heraus!“ Sofort setzt sich das preußische Heer in Bewegung. Aber heillos durchweichter Boden und zahlreiches Gestrüpp gestatten nur ein langsames Vorrücken. Uebermenschliches leisten die wackern Truppen, um Geschütze und Kriegswagen vom Fleck zu bringen, um nicht im Schlamm stecken zu bleiben. Immer wieder treibt Blücher die fast Verzweifelnden an. Eine plötzliche Erschlaffung bemächtigt sich auch des zähesten Pflichtgefühls. Da sprengt der greise Feldherr an die Seinen heran: „Kinder, es muß gehen! Ich hab' es meinem Bruder Wellington versprochen. Ich hab' es versprochen, hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll!“

Und siehe, es ging! Um die dritte Mittagsstunde etwa bricht die erste Preußenschar aus dem Pariser Hölzchen am östlichen Rand des Schlachtfelds hervor, dem Feind in die rechte Flanke, die nun nicht wieder losgelassen wird. Die Zieten'schen nehmen das Dorf Papelotte, und als Napoleon seine Kerntuppen nochmals gegen die Mitte der englischen Stellungen Sturm laufen läßt, räumen vierundzwanzig Geschütze mit ganzen Reihen der alten Garde auf. Mehrere Bataillone, zu großen Vierecken geschlossen, werden von Reiterei umzingelt. Man fordert sie auf, sich zu ergeben. „Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht!“ So lassen sich die Tapferen für diesen Napoleon hinschlachten, der bis zum letzten Lebenshauch ihr Abgott bleibt. . . . Ein letzter, verzweifelter Durchbruchversuch des großen Schlachtenmeisters mißlingt. Fast zu gleicher Zeit erobern die Preußen das Dorf Placenois, fast im Rücken der französischen Stellungen, und damit ist vollends das Schicksal der feindlichen Armee entschieden. In ihren Reihen entsteht Verwirrung; die Massen lösen sich auf; eine wilde Flucht reißt den Kaiser samt seinen letzten Getreuen mit sich fort. Unter Gneisenaus beispiellos ungestümer Verfolgung bersten die letzten Trümmer eines überwundenen Heers auseinander.

Die Nacht hatte sich bereits auf das Schlachtfeld herabgeseht und ein vieltausendstimmiges „Herr Gott, dich loben wir“ stieg zu den Sternen empor, als Blücher und Wellington auf der Höhe von Belle-Alliance sich die Hände reichten. Ob der Platz wirklich von dem Herzensbunde zweier schöner Brautleute so geheißten wird, weiß der Kalenderreiber nicht. Aber gibt es einen bessern Namen für die siegreiche

Waffenverbindung, die am 18. Juni 1815 über Europas Zukunft entschied? . . .

Der große Sieg war teuer genug erkauf. Hüben und drüben hielt Schnitter Tod reiche Ernte. Ueber 22000 Tapfre hatten die Verbündeten verloren; fast doppelt so groß waren die Verluste auf der andern Seite. Man jagt, der Kaiser habe auf dem Schlachtfeld inmitten seiner Garden sterben wollen. Da habe General Drouot ihn zur Flucht angetrieben, indem er rief: „Sire, retten Sie sich für Frankreich!“ O daß Napoleon eine unerhörte Laufbahn durch einen Heldentod auf blutiger Walstatt geendet hätte! Nur den Hut, den weltberühmten, Degen und Staatsmantel nebst seinem kostbaren Wagen ließ er auf dem Schlachtfeld zurück. Und nun geht es mit dem von einem höheren Geschick Besiegten täglich schneller bergab. Volk und Staatsmänner lassen ihn einfach fallen. Am

22. Juni dankt Napoleon zugunsten seines Sohnes ab, dem aber nie vergönnt ward, eine Krone zu tragen. Am 29., als schon die Verbündeten — zum zweiten Male — vor Paris stehn, nimmt der Entthronte von seiner Mutter, der stolzen, fünfundsechzigjährigen Lätitia, wehmutsvollen Abschied. Vierzehn Tage



Auf St. Helena.

darauf — der achtzehnte Ludwig hat sich's in Paris als König von Frankreich wieder bequem gemacht — geschieht dasjenige, was noch vor etlichen Jahren niemand zu denken gewagt hätte: der größte Gewaltmensch seines Jahrhunderts triecht zu Kreuz; Napoleon, seines Lebens nicht sicher, von aller Welt verlassen, stellt sich unter britischen Schutz. In der Morgenfrühe des 15. Juli nimmt das Kriegsschiff „Bellerophon“ ihn auf; aber als das Fahrzeug an der englischen Küste anläuft, erfährt der Geächtete sein weiteres Schicksal: die Mächte haben ihn auf Sankt Helena verbannt. Er, dessen Geist den Erdball umspannte, soll auf der einsamsten Insel des fernen Ozeans sein Latenleben beschließen! Der Kaisername war ihm von den Mächten abgesprochen; man sollte ihn fortan nur noch General Bonaparte heißen. Als ob der Ruhm eines großen Manns mit seinem Rang und Titel verlösche!

Es war am 16. Oktober 1815, als Napoleon

den unwirtlichen Boden von Sankt Helena betrat. Wenige Getreue, darunter Bertrand, sein Mittkämpfer bei Großbeeren, Leipzig und Waterloo, folgten ihrem Feldherrn in die Verbannung. Eine bescheidene Meierei, Longwood genannt, diente dem überstreng Bewachten als Wohnung. Aber nur um sechs Jahre überlebte der Titan seinen Sturz. Im Brausen eines jener furchtbaren Stürme, die gar oft das sonst um seinen stilleren Eiland heimsuchen, rang ein verdüsterter Restlein Leben mit dem Allvernichter. Es geschah dies am 5. Mai 1821. Um die sechste Abendstunde, als eben die Sonne in das beruhigte Meer sank, entschlief er, der Welten zu bewegen wußte, dem Welten hatten dienen müssen. Bei einer Quelle, an der er oft geweiht, begrub man ihn. Aber neunzehn Jahre später erfüllte sich des Kaisers Wunsch, zu ruhen an den Ufern der Seine, inmitten des

Volks, das er je sehr geliebt.“ Unter großen Feierlichkeiten wurde Napoleons Leiche am 15. Dezember 1840 im Dome der Invaliden zu Paris beigesetzt. Sein Andenken hatte inzwischen die Zeit wunderbar verklärt, und selbst die Sühnderer, die den Korfen hatten bezwingen helfen, blickten zu

seinem Bilde wie zu einem Heiligen empor. „Der Krieg ist auß“ schrieb Blücher, der mit dem Schwerte besser umgehn konnte als mit der Feder, an seine Frau Eheliebste. Es war am 4. August 1815. Von Waterloo bis dahin hatte aber noch mancherlei Merkwürdiges stattgefunden. Sechs Tage nach jener Entscheidungsschlacht warnte Blücher den König von Preußen, nicht wieder preiszugeben, was der Soldat mit seinem Blute errungen. In Paris aber sollte der Feind nach dem Willen der Staatskünstler mit Samtpfötchen angefaßt werden, und besonders der „Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen“ gefiel sich in der Rolle des großmütigen Siegers. Er wußte gar wohl, daß der deutliche Einfluß in Grenzen gehalten werde, wenn Frankreich nicht allzuweh geschwächt aus dem Krieg hervorging. Blücher merkte bald, daß wieder ein lauer Wind wehte. Ein Flußübergang in Paris war von den Franzmännern die Brücke von Jena getauft — zur Erinnerung an jenen unheilvollen Oktober

1806, da Preußens Waffenehre dem Feldherrn-  
genie Napoleons erlag. Unser Blücher empfand  
es als eine Schmach, daß die Pariser fernerhin  
mit diesem Denkmal deutschen Unglücks prahlen  
sollten, und er hatte sich's in seinen ehrlichen  
Soldatenkopf gesetzt, die Brücke in die Luft zu  
sprengen. Aber da legten die Bedächtigen bis  
hin auf zum König von Preußen feierlichste Ver-  
wahrung ein, weil Talleyrand, der Erzschelm  
— er war wieder leitender Minister in Frank-  
reich — ein böß Gesicht machte. Blücher blieb  
steht: „Die Brücke wird gesprengt und ich wünsche,  
daß der Herr Talleyrand sich vorher drauffest!“  
Am 10. Juli wurde die Sache nun wirklich in  
Angriff genommen (allerdings ohne den Talley-  
rand); es gab ein Getös, als ob die Welt ein-  
stürzen wolle. Wie aber der Rauch sich verzog,  
sah man die Brücke unverfehrt dastehn! Nachher

der jüngsten Zeit mehr von den Parisern be-  
kommen sollten als trocken Brot. Auch der  
Wellington erhob Einsprache gegen die Forde-  
rungen Blüchers und Gneisenaus, und da bekam  
er — das Herz lacht einem im Leibe! — eine  
Antwort, die hoffentlich Gültigkeit hat, solange  
es eine deutsche Wehrmacht gibt: „Unser Soldat  
ist nicht ein abgesonderter Stand, son-  
dern der kräftigste Teil der Nation selbst; er  
kennt dies Absondern von andern Klassen nicht  
und hält es für die größte Beleidigung!“

Endlich fand die kriegerische Unternehmung  
von 1815 ihren Abschluß und die verbündeten  
Heervölker konnten den fremden Boden ver-  
lassen, bis auf eine sogenannte europäische Armee  
von 150 000 Mann, die vorerst zur Sicherung  
der Ruhe in Frankreich zurückblieb. Den übrigen  
rückte von neuem die Heimat, der gesicherte Herd,



Wieder daheim . . .

rief es, das Pulver habe nichts getaugt; aber  
ein schlauer Leser merkt etwas und es wird  
wohl das richtige sein. Die besagte Brücke,  
daß es der Deutsche weiß, steht heute noch.

Auch aus andern Dingen konnte Blücher ent-  
nehmen, daß der Soldat seine Rolle ausgespielt  
haben sollte. Der französischen Regierung war  
die Pflicht auferlegt, für die Verpflegung der  
fremden Truppen zu sorgen. Es war eine be-  
scheidene Gegenrechnung im Vergleich zu den  
vielen Millionen, die unsre Deutschen jahrelang  
für den Napoleon und sein gieriges Heer hatten  
bluten müssen, und die Opfer an Leib und Leben  
sind nicht einmal mitgezählt. Was taten die  
Staatsmänner, die doch noch nicht ihren Frieden  
mit dem besiegten Lande gemacht hatten? Sie  
nahmen es dem Blücher übel auf, daß er deutsche  
Truppen in die französische Hauptstadt legte  
und daß die Soldaten nach den Entbehrungen

die Friedensarbeit. O! mit welchem Wohlgefühl  
wird man die Braut oder Gattin, die sorgenden  
Eltern begrüßen. Und wie mag später das Pfeif-  
lein schmecken, wenn man nach wohlvollbrachtem  
Tagwerk die Anstrengungen des Lagerlebens, die  
Schrecken der Feldschlacht überdenkt! . . . Tausende  
freilich kehren als Schwerkranke, als dauernd  
Erwerbsunfähige zurück, und wer zählt die vielen,  
die noch rechtzeitig die Fahren wiederfinden, um  
in geliebten Armen zu sterben?

Aber dieser Feldzug von 1815 hatte Schmerz-  
licheres im Gefolg als die Not des einzelnen.  
Es ging mit den weltpolitischen Dingen fast  
aufs Haar, wie es vor Jahresfrist gegangen  
war. Zwar mußten die Franzosen jetzt die  
Kunstschatze herausgeben, die sie auf ihren Er-  
oberungszügen in Deutschland versehentlich hatten  
mitgehn heißen, und es wurde dem Land eine  
Kriegsbusse von siebenhundert Millionen Franken

aufgelegt. Aber der Zweite Pariser Friede — er wurde am 20. November nach langen, schweren Wehen geboren — war ein ebensolches Zwittergeschöpf wie der erste, indem die Franzosen das Elsaß mit Straßburg, der Pflanzstätte deutscher Lebens und Geistes, behielten und so die Grenzen unsres Vaterlandes ungesichert blieben.

Unsres Vaterlandes? Als ob es überhaupt ein solches gegeben hätte! Die Deutschen hatten es zu neununddreißig Vaterländchen gebracht, aber nicht zu einem großen, starken politischen Gemeinwesen, nicht zu einer Nation. Eifersüchtig standen noch immer der Norden und der Süden, mißtrauisch der Kleinstaat dem größern gegenüber. Als die Urenkel Hermanns, des Cheruskers, zornig gegen den fremden Zwingherrn sich erhoben, als hätte die Not der Zeit ihnen einen neuen Geist eingehaucht — hatten sie nicht auch eine Erneuerung des deutschen Allgemeinwesens, ja eine Wiederherstellung des Reichs und Kaisertums erhofft? Aber sie hatten die Rechnung ohne die Staatenlenker gemacht. Die kalten Selbstlinge waren auf einmal voll von Bedenklichkeiten und sie sagten also: „Lieber deutscher Michel, du hast dich tapfer gehalten, aber es war deine verdamnte Pflicht und Schuldigkeit! Das Fremdjoch ist abgeschüttelt und wir leben wieder im tiefsten Frieden. Da ist es räthlich, Säbel und Büchse zu verschließen und die freien Gedanken und vaterländischen Wünsche auch. Wir haben die Heilige Allianz und wir haben den Deutschen Bund — und was die Volksrechte anlangt, von denen vor dem großen Krieg die Rede war, so steht es jedem Deutschen frei, in der Lotterie das große Los zu ziehen oder nicht. Herz, was willst du mehr!“

Der Leser ist eingeladen, sich die Sachen ein wenig näher anzusehen! Die Heilige Allianz — Gott hab' sie selig! — stammte so halb von einem Weibe her — von jener Wahrsagerin, der Krüdenner. Sie hatte es dem frommen Zaren eingegeben, daß die regierenden Fürsten eine Art Verein gründen müßten zur Pflege gegenseitiger Bruderliebe und christlichen Sinnes, zur Aufrechterhaltung des Friedens und der Gerechtigkeit. Die Allianz kam zustand an einem Septembertag des Jahres 1815; sie ist aber so heilig nicht gewesen, als der Name besagt; auch haben der Papst und der Prinzregent von England nicht mitgemacht. Der Fürstenverein schloß bald wieder ein, es leben aber manche unter uns, die den Deutschen Bund noch gekannt haben aus eigener Erfahrung. Das ist auch solch eine mißlungene Schöpfung des Jahres 1815 gewesen, und der Freiherr vom Stein, dem der Hinkende als einem aufrechten und redlichen Deutschen schon oft die schuldige Verehrung bezeugt, hatte ganz recht, wenn er die ganze Gründung ein Possenspiel hieß. Der Deutsche Bund sollte auch ein Verein sein — ein völker-

rechtlicher, geschlossen von den Fürsten und freien Städten Deutschlands, um die innere und äußere Sicherheit zu wahren und durch Bevollmächtigte seiner Mitglieder gemeinsame Fragen zu regeln. Wie eine Liedertafel und ein Kegellub ihre Satzungen haben müssen, zu deutsch Statuten so auch eine Staatsgenossenschaft. Der Deutsche Bund stellte nach Artikel 13 seiner Satzungen den einzelnen Völkern in Aussicht, daß sie zu größerer Mitwirkung am Staatsleben herangezogen würden; die Bevormundung vieler Jahrhunderte sollte aufhören, das Volk sollte seine Gesetze zusammen mit der Regierung machen dürfen. Durch beiderseits beschworene Verträge — Verfassungen nennt man es — konnten die Rechte des staatlichen Oberhauptes und des Volk bestimmt und deren Verhältnis zueinander geregelt werden. Unser badisches Musterland — man muß es rühmend sagen — erhielt eine Verfassung schon 1818, gleich nach Weimar (Goethes Freund, der Herzog Karl August, gierte) und nach Bayern. Das Schwabenland, wo der Absaund kräftig die Volksfrage vertrat, erhielt diese wohlthätige Einrichtung ein Jahr später. Aber kaum traten die Landtage im Leben, so trachtete der Deutsche Bund danach wie er die freisinnigen Stiftungen, die erweiterten Bürgerrechte erdrückte und die beschränkte Staatsgewalt von neuem aufrichten könne. Helfer von Sklavensinn und Kastengefunden sich genug. Kein Mittel ward unversucht gelassen, das Rad der Geschichte aufzuhalten und langhin währte in ganz Deutschland der Kampf der rückschrittlich und fortschrittlich sinnigen. Auch in auswärtigen Dingen legte der Bund, dem die Ehre des deutschen Namen anvertraut war, ein klägliches Verhalten an. Tag, bis 1866 ein Staatsmann von eherner Willen, ein Deutscher vom Scheitel bis zur Sohle, das mißachtete Gebild von 1815 zusammenzuschlug. Welche Fügung des Schicksals! Daselbe Jahr, das den korinthischen Riesen fällte, gebar uns das Heil: am 1. April, also noch den Tagen des Wiener Kongresses, erwachte fernem Pommern ein Kindlein zum Dasein, von der Vorsehung zu Großem bestimmt in Otto v. Bismarck. Was sich den deutschen Kämpfern der Befreiungskriege nicht erfüllte, die Erneuerung der Nation ward nach blutigen Kriegen, wieder mit einem Bonaparte, diesmal aber ohne fremde Beihilfe, den Nachgeborenen um so herrlicher beschieden. Das Beste der vaterländischen Errungenschaften aber verdanken wir dem Manne, der planreich wie der erste Napoleon und ebenso kraftvoll in der Durchführung seiner Pläne, ein Staats- und Volkslenker von weitblickendem Geiste, ein Tatenmensch, doch darin größer war, daß er das Wohl des Ganzen über sein eigenes Ich setzte.

### Brigittas Brautfahrt.

Eine Erzählung aus den Alpen von

Hans Kerschbaum.

1.



ie Wildbäche, die der Winterfrost so lange gefesselt gehalten, stürzten wieder hervor aus den schattendüsteren Schluchten der

Ferge. Ihr Rauschen war wie ein Hoheslied, wie ein brausender Sang auf die Freiheit.

Und draußen im Tal, wo um menschliche Siedlungen blühende Bäume standen und wohlriechende Gräser die Luft würzten, weil eben der Frühsummer durch die Lande schritt, — im Tal, wo die Drau dahinrauschte, stolz und mächtig gleich einer Königin — da vereinten die freihettrunkenen Bergsöhne ihre Stimmen und ihr Sang schwoll an zu gewaltigem Hymnus. Die wilden Gesellen aber wollten nicht nur ihre Stimmen hören lassen, sie wollten auch ihre gewaltige Kraft erproben.

Und daran mußte manch irdisches Gut der Menschen glauben.

Doch wie sie auch wüteten, diese Unholde, wie ihre schaumgepeitschten Wellen auch hinwühlenderten gegen das Gelände: der alten Fährbrücke, die am Drahtseil hing, das auf hohen Masten den Fluß überspannte, vermochten sie nichts anzuhaben.

Wohl schaukelte das schwere Holzgefüge ruhevoll auf der hochgehenden Flut, es klirrte am Draht die Kette, die das Floß versichert hielt, aber ruhig und wie der wilden Strömung zuwider schwamm die Fährbrücke über den Fluß, wenn der Ferge Wendelin oder dessen junges Weib die Kette lösten und das schwere Steueruder schräg zur Strömung setzten. Dann eilte die Rolle am Drahtseil entlang und das Floß stieß mit seiner Last von Ufer zu Ufer, ohne sonderliche Mühe Roß und Wagen ebenso leicht tragend, wie die Menschen, die hin und her über die Drau mußten.

Eine solche „Ueberfuhr“, deren sich im Flußlauf der Drau — von der Tiroler bis zur bayerischen Grenze durchzieht dieser Gebirgsfluß, eine Anzahl kleinerer Alpenflüsse und Wildbäche aufnehmend, der ganzen Länge nach das bairische Land — eine erkleckliche Anzahl bedient, ist für ihren Eigentümer, nachdem viele Stunden flussauf und flussab häufig keine feste Brücke vorhanden ist, ein einträglicher Verdienst. Auch der Fährmann Wendelin — er hieß in

der Gegend bloß Wendel — fand dabei sein gutes Auskommen, um so mehr, als er nebenbei auch den Posten eines Stromwächters innehatte. Es war nur gerecht von ihm, wenn er zuweilen dankbar jenes seiner Vorfahren gedachte, der die Fähre errichtet und sich oben am Riegel (kleine Anhöhe) ein kleines, doch recht schmuckes Haus gebaut mit einem Gärtchen daran und etlichen Feldern ringsum.

In diesem Hause, das durch einen Drahtzug mit der Fähre verbunden war, damit — vornehmlich nachts — vom jenseitigen Flußufer aus der Ferge durch ein Läutwerk für eine Ueberfahrt herbeigerufen werden konnte, verlebte schon ein Urahn Wendelins die Freuden und Leiden des irdischen Daseins und versah den Fährdienst unten am Fluß.

Dieser Urahn war es, der auf dem grünen Anger vor dem Fährmannshaus einen Nußbaum gepflanzt, unter dessen Wohlgeruch ausströmendem Laubdach die späteren Fährmänner wohl manche Feierstunde verplaudert oder verträumt haben mögen, ansonst hätten sie sich gewiß nicht die hölzerne Rastbank unter dem Baum, rund um seinen Stamm, gezimmert, auf welcher es sich so gut sitzen ließ, daß der Jäger Wolfram vom Drauburger Schloß nicht vorbeigehen konnte, ohne auf dieser Bank eine Weile unter dem Nußbaum zu rasten und mit den Fährmannsleuten dies und jenes zu plaudern.

Der Jäger Wolfram, der die Jagdgründe der Drauburger Herrschaft dies- und jenseits des Flusses durchstreifte, mußte wunders gerne vor dem Fährmannshause Rast halten, denn er kam immer häufiger über die Drau herüber. Er kam auch zuweilen, wenn der Ferge Wendelin just abwesend war, und dann mußte der Jäger die Gelegenheit, um der jungen Fährmannsfrau zu sagen, wie sie sauber sei und wie gern er ihre liebliche Stimme vernehme, wie lieb sie lachen könne und — na, kurz und gut: den müchte er kennen, der ihrer Anmut, ihrem Liebreiz widerstehen könnte. Und dann: Herrgott — ein winziges Bussel nur von diesem köstlichen Rosenmündchen, von diesem schelmisch lächelnden, süßen, der ja zu gar nichts anderm geschaffen könne sein, denn zum Küssen — Küssen — Küssen . . .

O dieser Jäger Wolfram! Der wußte wohl, womit man die Mäuse fängt! Mit seinen Schmeicheleien hatte der wohl schon manches Mägdelein betört; denn — so weit kannte er die Weiber — die Törichten, die Schwachen, die lassen sich bald damit herumkriegen.

Doch die Fährmannsfrau, die war nicht töricht, nicht schwach. Des Fergen Wendelins Eheweib war stark!

Des Jägers Eifer erlahmte darob aber nicht. An diese Stärke wollte der Wolfram nicht glauben. Solange wollte er daran nicht glauben,

Koblers Hinkender Vöte für 1915.

bis der Ferge Wendelin es ihm selber sagte und sich gleicher Zeit die Besuche des Jägers ein für allemal deutlich genug verbat.

Damit erst beginnt eigentlich die Geschichte, die der Erzähler mitten im Alpenwolf, dem trügigen, liebenden, hassenden, dem gutartigen und bösewichtigen, dem sündigen und verzeihenden — wie der liebe Gott es als Samenkorn eben hineingestreut in die halbteils liebliche,



„Davongegangen is er wie ra Schölm . . . ka Wörtl hat er g'sagt.“

halbteils wilde Bergwelt und die Saat hat spritzen lassen im Sonnenschein oder auch in rauher Unbill der Wildwasser und Lawinen — in Bruchstücken aufgelesen und zu Nutz und Frommen hier zu einem Ganzen gefügt, eingedenk des Widerspiels vom Fluch der bösen Tat.

\* \* \*

Der Ferge Wendelin stand unter dem Nußbaum und schaute nachdenklich über den wildrauschenden Fluß, hinan zum Draunburger Schloß, das jenseits am Talgelände thronte.

Just vorher hatte er sich mit dem Schloßjäger, als er diesen über die Drau gefahren, in Feindschaft gesetzt.

„Wie hast ihm's gesagt?“ fragte Wendelins Weib.

„So, daß er's leicht verstanden hat,“ antwortete der Ferge. „Und das aone, das soll er si nur ja guat merken, hab' i g'sagt, wenn er si noch amal derblicken laßt af mein Grund: z'lachen hätt' er nix, hab' i g'sagt. Und amal noch soll er mein Weib anrühr'n: da kunnt iahm 'was passier'n, hab' i g'sagt . . .“

„Und was hat er drauf g'sagt?“ wollte das Weib wissen.

„Was soll er drauf sag'n?“ fuhr der Ferge auf. „Dem hätt' i's geb'n, wenn iahm 'w nit recht waar g'wen . . . Davongegangen er wie ra Schölm . . . ka Wörtl hat er g'sagt.“

Der Fährmännin schien das um so schlimmer. Sie hatte eine Sorge, daß der Jäger ihr Schaden könne.

„Werst seg'n, Wendel,“ sprach sie, „der ke uns das ab.“

Der Ferge zuckte die Achseln. Er hatte w ähnliche Gedanken. Und dabei dachte er auf ob ich ihm nicht doch zu scharf gekommen k

„Vielleicht derlabt er uns nimmer, daß i aus 'm Schloßwald Holz und Streu ho derfen?“ meinte das Weib.

„Zweg'n Holz und Streu? . . .“

Daran hat der Wendelin wohl auch geda und es war ihm so zu Sinnen, daß da etw unklares, etwas Dunkles sei, das ihm ein gutes Gefühl machte.

Aber er wollte sich drüber hinwegreden: sagte: „Das is a altes Recht. Soviel i mi erinnern waß, haben wir alle Jahr' im Her unjere zehn Klaster buachenes Holz im Schl wald nuzen derfen und im Auswart haben uns die Streu gerecht. Is niemals davof Ned' g'wen, daß wir an das Schloß da hätt'n 'was zahl'n müassen. Das is — g'sagt — a altes Recht und a ausg'hand Sach' — hat es g'hasen.“

„Wie du waßt, zahlst die Herrschaft die Uel fuhr fürs ganze Jahr mit ein' bestimmten Betrag, mag überfahr'n vom Schloß wer will — so oft sie woll'n — is ganz gleich: fünfzigwar Gulden werd'n gezahlt. Fürs andere ha wir die Waldnutzung.“

„So muuß es eben ausg'macht word'n sein. Kunnt mir's nit denken, wie wir uns sunst vielen Jahr' her Holz und Streu hätten ho derfen . . . G'stohl'n hab'n wir's g'wiß n

„Daß aber gar nix G'schriebenes vorhan is!“ bedauerte die Fährmännin.

„Ja,“ nickte der Ferge. „Das is das Dum Bei Waters Lebzeiten is nia nit a Ned' da g'wen. Und die Mutter hat davon nit me g'wußt, wie: daß es halt schon immerher war. Im Schloß, man i, werd'n sie dat schon wissen.“

„Und wenn mir der Jager vielleicht G'schich will machen und Umständ', nachdem pfeif jener af das Holz und af die Streu — meiß Seel': drauf pfeifen tua i fener — i kaaf mei' Holz beim Wenzbauern . . .“

„Aber 's sege sag' i aa: für die Ueberj muuß mehr gezahlt werd'n . . . Bart's, G'schast übereinand!“

Der Jäger Wolfram schien dem Fergen Wen lin von diesem verdrießlichen Tage an nimm gern in die Wege zu gehen. Den ganzen So mer hindurch vermied er es, über die Drau

kommen, und überließ jetzt auf einmal die diesseitigen Forste seinen Hegern.

Von diesen betrat einer den Fergen Wendelin, als der eines Herbsttages im Schloßwald an einem Baume sägte, den ihm der Jäger Wolfram im Frühjahr ausgezeigt hatte.

Und kaum daß der Fährmann das Holz unter Dach hatte, brachte der Postbote in das Fährmannshaus einen großen Brief, dessen Empfang der Wendelin mit Unterschrift bescheinigen mußte, was ihn sehr wundernahm, weil er sein Lebtage nie einen solch großartigen Brief bekommen hatte.

Mit ungelenkter Hand kratzte er seinen Namen hin, und der Briefbote schritt schon den Steig gegen den Wenzbauernhof hinan, wo er für die Aloisia Zwischenbrugger, Kuhdirn beim Bauern auf der Wenz, ein Brieflein zu bestellen hatte, — da hielt der Ferge Wendelin den Gerichtsbrief noch immer zwischen den Fingern und schaute ihn hin und her an und dachte darüber nach, warum ihm das Gericht einen Brief schreibe.

„Vielleicht machen wir a Erbschaft,“ sagte er halb verwundert, halb scherzend.

Und zwickte mit den Fingernägeln den Umschlag auf.

Eine geraume Weile mußte er in das Schriftstück Einblick nehmen. Dann tat er aber plötzlich einen zornigen Lacher.

„Schöln!“ sagte er. „Das schaut dir gleich, dir!“

Das Weib ahnte wohl gleich etwas Böses.

„Gel' du,“ sagte sie, „der Jager?“

„Gräflisches Forstamt des Schlosses Drauburg,“ antwortete, aus dem Schriftstück herauslesend, der Fährmann. „Vorladung zum Gericht wegen Holzdiebstahl . . .“

„Wegen Holzdiebstahl . . . Maria!“

Die Frau sah erschrocken drein.

Der Wendelin tat wieder einen grimmigem Lacher.

„Dem hab' i nix Guates zuagetraut,“ sprach des Fährmanns Weib.

„Der hätt' uns noch a Holz dazugeschenkt,“ sagte der Ferge, „wenn du iahm sein' Will'n nach getan hättst . . . Wird si aber schneiden, der, wenn er mant, daß er mir's af die Art kann abkehr'n . . . Dem werd i was verzahl'n vor'n G'richt — dem schon noch, dem!“

Die gerichtliche Vorladung schleuderte er verächtlich von sich.

Doch es änderte nichts daran. Der Fährmann mußte vor Gericht erscheinen.

Ob er Holz aus dem Schloßwald geholt, wurde er gefragt.

Ofters als einmal, gestand der Wendelin.

Ob er das Holz jemals bezahlt habe?

Sei ihm gar nicht eingefallen, erklärte er sorglos. Seine Vorfahren hätten schon Holz aus dem Schloßwald geholt. Versteht sich:

immer nur soviel, als ihr zugesprochenes Recht war.

So, so! Das interessierte die Herren. Woher dieses Recht komme, wurde gefragt.

Der Wendelin versuchte es zu erklären.

„A Recht,“ sagte er, von seiner Schuldlosigkeit fest überzeugt, „muuß decht bestanden hab'n. Wir waren und seint lane Diab, die in ein' fremden Wald geh'n und Baam umschneiden. Und wenn a nix G'schriebenes vorhanden is — es muuß halt amal so ausg'macht word'n sein, und das Holz und die Streu — so denk' mir halt i — muuß a Naturalleistung sein für die Ueberfuhr . . .“

Der Wendelin war schon zufrieden; der Richter nickte, als wolle er gerne daran glauben.

Aber jetzt kam das Sprechen an den Schloßverwalter, der mit dem Förster Wolfram und demselben Waldhüter, der den Wendelin betreten, anwesend war, und der nun zu bestätigen mußte, daß für die fragliche Ueberfuhr jedes Jahr ein fester Betrag bar bezahlt würde.

Der Herr Verwalter konnte als vorausichtiger Mann sein Reden durch allerlei Aufschreibungen erhärten. Und — das wußte er nachdrücklich zu betonen — von einem sonstigen Uebereinkommen, wie etwa von einem freien Holzbezugsrechte als Naturalleistung, wie der Angeklagte meine, finde sich in den Verwaltungsbüchern kein einziges Wort.

Und nach dem Verwalter wußte auch der Jäger Wolfram im gleichen Sinne auszusagen: sein Vorgänger habe ihm weder mündlich davon etwas mitgeteilt noch Schriftliches darüber hinterlassen.

Und der Wolfram fügte mit stillem Hohn hinzu: wenn etwa der Angeklagte über ein derartiges Uebereinkommen ein Schriftstück besitze, sei jetzt die beste Gelegenheit, damit hervorzutreten.

Schneller kreiste über diese Verhöhnung dem Wendelin das Blut.

„Mit Verlaubnis,“ sagte er. „Wenn der Mensch ehrlich is, so braucht es nit allemal ein' Fegen Papier. Unter rechtschaffenen Leuten gilt der Handschlag so viel wie ra G'schrift. Und wenn kein Recht nit vorhanden waar, wieso hat mir der Herr Förstner noch im heurigen Auswart mein Holz ausgezeigt . . . Gel', selm is noch a anderer Zeitpunkt g'wen!“

Wart', dachte sich der Wendel, Jager, jetzt gib Antwort!

Die fiel dem Jäger Wolfram nicht schwer. An so unangenehme Dinge braucht man sich ja nicht erinnern können. Wenn der Fährmann da nicht etwas geträumt habe, beteuerte der Jäger, so müsse er annehmen, daß der Wendelin sich mit einer erstunkenen Unwahrheit schuldlos machen möchte.

Und dann war es so: so oft der Ferge Wendelin

einen Rechtfertigungsgrund ins Treffen führte, der Förster zwei Gegenbegründungen wußte.

Und wenn der Fährmann daheim noch gemeint, er wolle den Jäger schon ins rechte Licht stellen, so mußte er jetzt erfahren, daß immer alles ganz anders kommt. Wenn er mit seiner Bärenkraft den Jäger Wolfram auch mitten entzweigebrochen hätte, — das Mundstück war beim Jäger feiner geschliffen; in diesem Belange schlug der Jäger den Fährmann vollständig.

Und wenn der Wendelin glaubte, mit einer Reminiszenz aus des Jägers Vergangenheit einen Trumpf in der Hand zu haben; wenn er aufklären wollte, worauf die Unschuldigung gegen ihn zurückzuführen sei, dann sagte der Richter kurz: das gehöre nicht zur Sache, solche Dinge könne er nicht zulassen.

Und zum Ende hin stand die Sache so, daß der Richter zwar zugab, es könne früher einmal immerhin ein Abkommen in dieser Angelegenheit bestanden haben; so nun aber jeglicher Beweis hierüber mangle, bleibe nach dem Paragraphen so und so nichts übrig, als den Fährmann, wohl unter Berücksichtigung mildernder Umstände, zu verurteilen, und zwar zu drei Tagen Arrest.

Jetzt glaubte der Wendelin nicht recht verstanden zu haben.

„Wia?!“ fragte er erschrocken. „Einsperr'n? ... Mi drei Tag einsperr'n! ... für was eppan? für was? ... Diab bin i kaner — i nit, i!“

Der Fährmann hat gezittert. Sein Blick irrte durch das Gerichtszimmer und seine Augen suchten einen, der über den Spruch des Richters ebenso erstaunt wäre wie er, der Wendelin.

Er fand keinen. Die paar Männer, die mit sorglos heiterem Sinne da umherstanden, schienen es so ganz in Ordnung zu finden.

Nur der Herr Förster blinzelte dem Verurteilten so von ungefähr ein bißchen schadensfroh zu, was beiläufig bejagen mochte: Gelt, das hast du nicht erwartet!

Nach dem Urteilspruch durfte der Wendelin wohl unbeschadet wieder heimgehen; nach Ablauf von zwei Wochen aber mußte die Strafe abgebüßt werden, ermahnte ihn der Richter noch; oder er könne, wenn er glaube, daß es ihm gelinge, Beweise für seine Schuldlosigkeit beizuschaffen, gegen das Urteil berufen.

Der Wendelin hörte nur mehr halb und verstand das alles kaum recht. Der Gedanke hatte sich schon zu festgesetzt in ihm, daß ihm alle zusammen übelwollen; alle standen gegen ihn.

„Hol's der Teufel!“ knurrte er. „Wenn sie lei alle z'sammenheken, muas ja verspielt sein!“

Und polterte zur Tür hinaus.

Und wirr durcheinanderdenkend wanderte er heimzu.

Daheim war er ganz kleinlaut und sagte:

„Wenn wir das Holz die Jahre her richtig unrechterweis' g'nommen sollt'n hab'n — na, nachdem in Gott's Nam'“ . . . Und die drei Tag werd'n aa noch vergeh'n!“

Aber der Fährmannsrau rieselten heiße Zählein die Wangen herunter . . .

Der Wendelin ging die Tage umher, wie wenn er ein schweres Verbrechen begangen hätte. Das ganze Haus durchstöberte er, alle Truhen und Kasten räumte er aus, ob nicht doch eine Verbriefung vorhanden sei, die den Makel des Diebstahls von ihm nehmen könnte.

Es ließ sich nichts finden. Und die Zweifel drückten schwer auf ihn.

Aber warum hat der Jäger vorher nie etwas gesagt davon; warum hat er ihm noch im Frühjahr die Bäume gemarkt, die der Fährmann sich schlägern durfte?

Ach ja, diese Menschen! Die sind manchmal schlimmer wie das wildeste Tier. Wie sie sich zu peinigen suchen; wie sie auf Rache lauern; wie sie einander den Vorteil neiden; wie sie in Haß entbrennen, wenn ihnen der andere nicht gewähren will, nach dem sie begehrlieh die Hand ausstrecken möchten . . .

Als der Ferge Wendelin am Tage nach seiner Strafzeit in der Abenddämmerung heimzu schlich, mied er die breiten Wege und wählte die vereinsamten Pfade. Die Scham war in ihm, daß sie ihn eingesperrt wie einen Hund. Und da lebte er immer und jahraus und jahrein in dem Glauben, daß er ein ganz ordentlicher Mensch sei. Und jetzt mußte er hinter der versperrten Tür sitzen! Von keinem einzigen seiner Vorfahren war ihm bekannt, daß einer im Arrest hätte sitzen müssen. Aber das wußte er, daß sie alle rechtschaffene Menschen waren.

Und er — er mußte sich einsperren lassen, weil ihn dieser Jäger Wolfram jetzt plötzlich als einen Dieb hinstellte.

Wenn der Wendelin sonst gewiß kein gewalttätiger Mensch war; wenn er recht gerne in Frieden lebte — jetzt, da er so im Dunkel des Waldes und des Abends dahinging, hätte ihm der Jäger Wolfram nicht begegnen dürfen — es wäre ein Unglück geworden . . .

Am Wiesenzaun des Benzbauernhofes stand der Knecht Michl am Ueberstiegel und rauchte und sann in den stillen Abend hinein.

Jetzt ist wieder ein Sommer hin, dachte er, die Felder sind abgeräumt bis auf die Rüben und die Wiesen fangen schon an braun zu werden, und schau, wie am Abend die Nebel schon von der Drau heraufsteigen und sich dick übers ganze Tal legen, und in zwei Wochen ist Allerheiligen und bald hebt der Winter wieder an. Ja, so geht halt die Zeit hin und auf einmal ist man ein alter Mensch und hat es kaum gemerkt, wie alles so gekommen und vergangen ist.

Da sagte einer: „Grüß Gott, Michl,“ und das war der Fährmann, der seinen Fuß an das Brett des Ueberstiegs setzte.

„Grüß Gott, Wendel!“ Und der Michl hielt ihm die Hand hin. „Das schenkst iahm nix, dem da durt'n, das zahlst iahm ham,“ begann er gleich zu reden und wies mit seiner Pfeife zum Schloß hinüber.

Der Wendelin schüttelte den Kopf.

„Z schenk' iahm's, i,“ sagte er. „Wenn es ein Herrgott gibt, der werd es iahm vergelten — i bin ka Diab nit, i — wenn sie mi aa lei eing'sperret hab'n!“

Ernst schaute der Michl drein.

„Diab bist kaner, das waß i,“ sagte er und spunkte über den Zaun. „Vor meiner bist du ka Diab. Aber z'wegenst dem Falloten da durt'n hast du di müassen einsperren lassen. . . . Waßt du, Wendel, wenn i du bin: den schmeiß i in die Drau, den — mehr is er nix wert, der!“

„Das waar z'viel,“ wehrte der Fährmann ab.

„Mein Viaber, das waar weit z'viel für das. . .“

„Ja, für das — und fürs andre?“ Der Michl schnaufte schwer.

„Fürs andre? . . .“

„Ja so — von dem waßt du noch nix.“

Der Ferge erschrak.

„Der hat es fein ang'stellt, der!“ sprach der Michl noch rätselhaft weiter, weil er nicht wußte, wie das jetzt am besten zu sagen war. Und weil er's eben nicht wußte, platzte er nun erst recht damit heraus.

„Glaabst du, daß es a andrer war, der dein Weib überfallen hat?“

Jetzt riß es den Fährmann auf.

„Was sagst? Was is?“

„Wie es zuagegangen is, waß i nit — der Thomeleuschler hat sie g'funden — gestern früh — af der Bruck'n is sie g'leg'n wie tot — aber sie lebt — leben tuat sie, — wohl, wohl. . .“

„Mein Weib? . . . Um Gottes will'n! . . .“

Der Wendel sprang über den Wiesenzaun. „Z'weg'n dem Jager, du, verrat' mi nix!“ rief der alte Knecht dem Davoneilenden erschrocken nach.

Der Wendel gab keine Antwort mehr. Wie geheßt sprang er den steilen Wiesensteig zum Fluß hinab.

„Verdammt!“ brummte der Michl und schritt nachdenklich gegen den Hof. „Der werd doch nix sag'n vom Jager — bin ja nix dabei-g'west. . . . Daß i eppan aa noch zuastieg z'weg'n dem Falloten. . . . Sein tuat er's, der Jager — sein tuat er's heilig — das sag' i!“

Der Ferge Wendelin saß Tage und Nächte am Bett seiner Ehefrau und befürchtete das Schlimmste.

Doch als der Tage fünf verstrichen, erkannte die Frau ihren Mann und fing an zu weinen.

Dann währte es noch lange, bis ihr Geist sich sammelte.

„Niemand hat mein Nasen vernommen in der finstern Nacht,“ klagte sie schluchzend.

Und dann erzählte sie ihrem Mann, wie nachts das Glöcklein sie aus dem Schlaf geweckt. Mit der Handlaterne sei sie an die Fährre geeilt, die Nacht war finster und der Nebel lag auf dem Fluß.

Kaum daß die Fährre drüben ans Ufer stieß, sprang eine verhüllte Gestalt zu ihr auf die Floßbrücke und stieß die Laterne in das Wasser hinunter. Sie wisse nur noch, wie die verummunte Gestalt, die sie gar nicht Zeit fand, genauer anzusehen, sie erfaßte und zu Boden drückte. Hilfeschreie habe sie noch ausgestoßen. Was dann noch geschah, davon wisse sie nichts.

Das andere hatte der Wendelin von den Leuten seiner Nachbarschaft indes erfahren.

Der Thomeleuschler, der früh am Morgen als Treiber zum Schloß hinüberbestellt war, mußte voreerst das kleine Notboot lösen, um damit zur Fährre zu gelangen, die inmitten des Stromes schaukelte mit der jungen Fährmanns-frau, die kein Leben von sich gab.

So war es geschehen.

Der Wendelin strich seiner Frau das schöne reiche Haar zurück und wischte ihr mit müder Hand die heißen Tränen von den Wangen fort.

„Alle Tag' ums Abendläuten hab' i ham-gedenkt an di. . .“

Mit müder Stimme sprach er es und so, als wolle er einen Vorwurf erheben gegen den, den er als Zeugen anrief, als er sagte: „Und den Herrgott hab' i gebittet, daß er dich beschützen sollt. . . . Warum hat er den Teufel nit in das Wasser gestoßen?“

Wendelin fuhr sich, schweratmend, mit der rauhen Hand über die schmerzenden Augen, dann stand er auf und ging aus der Stube.

Eine Weile stand er draußen unterm Nußbaum, der sein dürres Laub auf Nasen und Ruhebank gestreut, dann schritt er hinunter an den Fluß.

Toll kochte es in seinem Gehirn.

Wenn jetzt der Jager Wolfram gekommen wäre, der Ferge hätte sich nimmer besonnen. Sein eigenes Leben war ihm keinen Schuß Pulver wert.

Er stand auf dem Floß und starrte in die Flut und hatte den Gedanken: Da hinein-springen und alles Leid hat ein Ende. Was auch soll einen auf dieser schandvollen Welt noch freuen, auf der alleweil das Niederträchtige, das Schlechte obenauf schwimmt wie der Unrat auf dem Wasser! Und Gerechtigkeit gibt es keine mehr! . . .

2.

Wie die wilden Fluten der Drau, so verrann die Zeit.

Die Zeit nahm den Winter mit sich und sie brachte auch wieder den Frühling. Das Alter starb in ihr und das Junge erblühte und die Zeit rann weiter. Sie ist ja ewig.

Die Wildwässer stürmten wieder hervor aus den schattendüstern Bergen, sie sangen wiederum ihr brausendes Lied von der Freiheit, und die Drau rauschte dahin in hoher Flut und ihre schäumenden Wellen schlugen wieder gegen die alte Floßbrücke des Fergen Wendelin, und im grünen Laubdach des Nußbaumes vor dem Fährmannshause begann es zu blühen.

Es war ein Tag zum Freuen und Frohsein, aber der Fährmann Wendelin hatte in seinem Leben keinen traurigeren erlebt.

An diesem Tage ist ihm sein Weib mitten in blühender Jugend gestorben.

Seit jener unglücklichen Herbstnacht, da man sie von der Floßbrücke getragen, war ihre Kraft gebrochen, ihr Leib ward siech und ihr heiteres Gemüt beschattete die Trauer des Todes.

Dann hatte sie Tage und Nächte gelitten und im Fährmannshause kam ein Kindlein zur Welt.

Als solches geschehen, da war auch das bißchen Lebenskraft der Fährmannsrau dahin und die junge Mutter schloß still die Augen, ließ den Kopf hinübersinken und war tot.

Wie ein wildes Tier ist der Fährmann aus dem Hause gestürzt, hat seine Fäuste drohend geschüttelt gegen das Drauburger Schloß und einen Fluch getan gegen den Jäger Wolfram.

Dann — ach, dann ist er hingefunken auf die Bank unter dem blühenden Nußbaum und hat erschütternd geweint.

Aber als der erste Schmerz mit den Tränen gelindert, stand in des Fährmanns Brust der Zorn auf, gigantisch an Größe und überschäumender Gewalttätigkeit.

Das Kind riß er von seiner toten Mutter und eilte damit gegen den Fluß, um das kleine Unglückswürmlein in die wildrauschende Flut zu schleudern.

Das unschuldige Kindlein aber hatte seinen Schutzengel; dieser erschien zwar in der Gestalt der Aloisia Zwischenbrugger, des Wenzbauern Kuhmagd, doch just noch zu rechter Zeit.

„Mein Gott und Herr!“ rief die Magd und sprang dem Wendelin in den Weg. „Mensch, was treibst du denn?“

Der Ferge hielt inne und sah sie betroffen an. „Soll aa hin sein!“ gurgelte er in seinem Zorn.

„Dein Kind willst umbringen? Rabenvater du!“  
„Das da? . . . Das is mein Kind nit . . . Der Balg is nit mein!“

„Nachdem gibst es mir, das Hascherle.“  
Dem Fergen nahm sie das schreiende Kindlein aus den Händen.

„Das arme Hautla, das unschuldige, soll es nit entgelten.“

So trug die Aloisia Zwischenbrugger das Kind von dannen und brachte es in sichere Hut.

Und das Kind ist getauft worden auf den Namen Brigitta. Und es ist aufgewachsen bei fremden Menschen in einer fernen Gegend.

Von dieser Zeit an lebte der Wendelin wie ein Einsiedelmann in dem stillen Hause, das früher so oft widerhallt hatte von dem Singen und Lachen der heitern Fährmannsrau.

Verdrossen und schweigjam versah er die Fähre und die Stromwache, und alle Arbeit im Hause tat er selbst von früh bis abends.

Zuweilen kam sein Freund Michl vom Wenzbauernhof herunter. Dann hockten sie eine Weile zusammen, rauchten ihre Pfeifen und kritisierten die Weltordnung. Der schwerjinnende Wendelin tat's mit karger Rede und steinharten Worten, indes der lebhaft eifernde Michl das ganze Menschengeschlecht in Bausch und Bogen für eine verdammte Brut und ein Erzg'lump hinstellte. Ja, seine saftigen Reden auf die bösen Menschen genüigten ihm kaum, — er mußte überdies noch oft seinen grimmigen Worten verachtungsvoll nachspucken, um seinen Absichten zu bekräftigen.

Der gute Michl glaubte damit dem grämigen Freunde Herz und Gemüt zu erleichtern, indes



„Mein Gott und Herr!“ rief die Magd und sprang dem Wendelin in den Weg.

den Wendelin schier Schmerz und Leid verzehrten und ihn vorzeitig alterten.

Wenn es einen Herrgott gebe, dann müsse er den Böfewicht züchtigen, der ihm seine Lebensfreude, sein stilles Glück in Scherben geschlagen.

Das war der Sinn des Fluches, den der

Wendelin an jenem Unglückstage, da die junge Fährmannsfrau ihr Leben mußte hingeben, über den wildrauschenden Fluß gerufen.

Aber dieser Fluch war ungehört verhallt.

So dachte wenigstens der Wendelin, weil sich der Jäger Wolftram, der allgemein für den Liebestäter gehalten wurde, allzeit des besten Wohlbefindens erfreute und längst zum herrschaftlichen Oberförster aufgerückt war.

Und darüber vergingen die Jahre und dann kam einmal etwas anderes.

Und das war an einem Christabend zur Dämmerstunde. Der Wendelin hatte just ein Kerzlein entzündet, dessen milder Schimmer durch die kleinen Fenster sich in den stillen Winterabend hinausspann, als an der Tür des Fährmannshauses ein jung Mägdelein stand, über und über voll Schneegeflocke, und Einlaß begehrte.

Verwundert war der Fährmann über diesen Besuch und war es dann noch mehr, als das fremde Diandel rasch seine Hand ergriff und schluchzend voll Weh und Freude ausrief: „Vater! Grüß Gott . . .“

Der Wendel wollte erschreckt seine Hand zurückziehen, aber das Diandel ließ sie nimmer los. Auf die Knie fiel es nieder, benetzte des Vaters Hand mit ihren heißen Tränen und sagte: „Was hab' i denn getan, Vater, daß i mit bei Gnt derf sein? . . .“

Den Wendelin schnitt es ins Herz, als er das Wort „Vater“ aus dem Mund des fremden Diandels vernommen.

Und mit düsterem Blick schaute er abseits. „Kenn' di niz!“ sagte er. „Was willst von mir? . . . Geh hin wieder, wo du hergekommen bist.“

Aber das Diandel warf sich dem vergrämten Manne vor die Füße und schluchzte bitterlich, der Vater möge ihr das Heimathaus nicht verwehren.

Und ihre Worte erstickten und verröchelten im Leid und Weh.

Lange stand der Ferge da und rang mit sich. Er war rauh und hart geworden: zu lange schon stand er im Schatten des Lebens, und sein Wesen war herbe geworden wie die Frucht des Baumes, dem kein Sonnenstrahl das Mark durchwärmt.

Und dann war es doch, als glimme noch ein Funken in seinem Innersten, ein Funken des wärmenden Feuers, das genährt wird von der Liebe und von der Barmherzigkeit.

Das flehentliche Weinen des Mädchens brachte ihm wieder den Tag in Erinnerung, an dem seine junge Frau von ihrem Unglück zu ihm gesprochen. Und er gedachte auch jenes Tages, an dem sie diesem Kinde das Leben gegeben, das er in seinem Schmerz und in seinem rasenden Grimm allfogleich verderben wollte.

Und da mußte er sinnen: So war auch ihr Weinen, und ihre Stimme hat den gleichen Klang gehabt. Und das braune Haar, das schöne, und die lieben Augen, die treuen: das alles hat dieses Kind von seiner Mutter. Ja, es ist ihr Kind . . . Und da mußte der Wendelin tief Atem holen und dabei denken: Aber mein Kind ist es nicht . . .

Und doch ward er milde und sprach: „Steh auf, Kind — steh lei auf — bleibst da.“

Dann zog er das Diandel vom Boden auf und wischte ihm mit seiner rauhen Hand über



Und doch ward er milde und sprach: „Steh auf, Kind — steh lei auf — bleibst da.“

das feuchte Antlitz. In seinem Gesichte zuckte es und in der Kehle würgte es ihn.

„Sei still, Diandle — bleibst da — sei still . . .“

Seit diesem Christabend sind drei Jahre vergangen. Brigitta ist zur stattlichen Jungfrau herangewachsen und sie führte mit aller Umsicht einer tüchtigen Hausmutter dem Fährmann das Hauswesen: sie schaltete so regsam und mit so viel Anstelligkeit, wie einst ihre Mutter hier geschaltet, und mit der Floszbrücke wußte sie bald so geschickt umzugehen, daß der Ferge sich sorglos auf das Diandel verlassen konnte.

Dabei ist der Wendelin völlig aufgetaut und ein neuer Mensch geworden.

Mit stiller Freude beobachtete er, wie das behende Diandel von Tag zu Tag immer mehr zum schönen Weib erblühte und wie sich in ihrem feinen Gesichtel das Ebenbild ihrer unglücklichen Mutter immer schärfer meißelte.

Wie Versöhnung mit seinem herben Geschick

wirkte das auf den Fährmann, und in manchen Augenblicken vergaß er darüber, daß dieses Mädchen nicht seine natürliche Tochter war. Er spann sich tief in den wunderlichen Gedanken hinein, eine göttliche Fügung wolle sein Leid ihm damit lindern, daß sie dem Kinde der Mutter Wesen und Züge verlieh.

Wendelins Freude an dem frohen Sinn und munteren, treuherzigen Wesen Brigittas begann aber einmal bange zu zittern. Des Fergen bärtiges Antlitz, das sich in letzter Zeit immer froher aufgehellt, verdüsterte sich, als wäre finstres Gewölk vor die Sonne gekrochen.

Und solches war eines Sonntags im Hochsommer.

Frohgemut ist der Fährmann noch auf der hölzernen Ruhebank unter dem Nußbaum gesessen, hat den Rauch aus seiner Pfeife in die lichte Luft lassen flattern und dabei dem summenden Glockengeläut nachgesonnen, das sich tönend wie ein hochgeweihtes Sonntagsgesang zu den Turmläuten der Drauburger Kirche hinaus schwang und hinsang über die Auen, hinein in den friedenvollen Sommertag und den Fergen jenseits des Flusses zu stiller Andacht zwang.

Brigitta war drüben in der Kirche.

Und zu dieser weihvollen Stunde stieg des Wenzbauers Michl den taufeuchten Wiesenpfad vom Hof herunter und setzte sich zum Fergen auf die Bank und wußte von Dingen zu erzählen, die den Wendelin um seine Ruhe brachten. Ob der Wendel denn alles vergessen, was ihm der Förster Wolfram einst angerichtet? wollte der Michl wissen.

Und dieses Fragen kam dem Fährmann verwunderlich vor.

„Dem geh' i aus 'm Weg,“ erwiderte er und schaute den Knecht mit fragenden Augen an. „Wo i kann, geh' i iahm aus 'm Weg. Wir brauchen aner den andern nix.“

Der Michl pöfelte dicke Rauchschwaden in die Luft. „Den Alten betrifft es dasmal nix,“ erklärte er und spie wieder einmal verächtlich zur Seite. „I glaab, der Apfel fällt nix weit vom Baam...“

„Kenn' mi nix aus, was manst?“  
„Daß der Förstnerjuh, der Wolf, aa nix die saubern Diandlen verachtet.“

„'s sege tuat kaner,“ meinte der Wendelin und bekam dabei plötzlich ein heißes Schreckgefühl.

„Mir hamt es aa nix getan — hast recht,“ sagte der Michl. „Aber dein Diandle...“  
„Was, angeht es mi nix — — —“

Da hatte der Wendel schon seine Pfeife aus dem Mund.

„Was?“ schrie er den Michl an. „Was verzahlst da?“

„Laß mir Zeit,“ wehrte der Michl ab. „I moan, es werd no nix z' spat sein. Afn Kirchgang hat er die Gitta anigsmal abgepaßt — durch die Au is er mit ihrn gegangen — seint g'sehgn worn... No, werd lei nix so dumm sein 's Diandle. Muast aber decht a ernstes Wörtl reden mit ihrn.“

Der Wendelin schien über diese Neuigkeiten ganz erstarrt.

„I's nix dahinter,“ redete der Michl weiter, „wenn es a andre Vursich is. In koa Kloster taugt sie nix, die Gitta. Waar aa damisch, das schad um so a Diandle ins Kloster — das sag' i! Sollen die einegeahn die nix in die Welt taugen: die Schiachen, die Kropfeten und die Buckligen und die Bleichsüchtigen — die sollen einegeahn, wann sener a Freud macht... Aber die Gitta soll amal ein braven Bauern krieg'n — und den kriegt 's Diandle leicht — das sag' i!... Die Hazen müssen sener ablafen, die besten Besizersöh'n, um

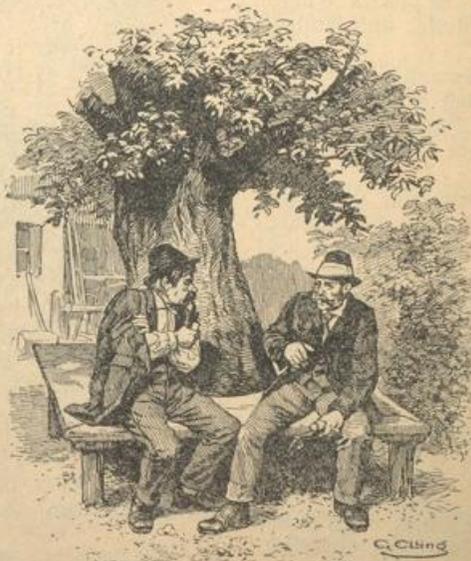
so a Diandle wie die Gitta... Aber den Förstnerjuh — woast, Wendel, den treibst ihrn aus... I's nix nuß, was vom Schloß kimmt — das sag' dir i!...“

Der Ferge nickte: ja, ja, da hast recht, Michl. Und Wendelins Kopf füllte sich mit Sorgen Gedanken.

Dann redeten sie vom Wetter und vom Hafer, der schon zu reifen begann, und von andern Dingen.

Und nach dem Wandlungskäuten rauchte sich der Michl eine frische Pfeife an und stieg gemächlich bergwärts zum heimatischen Hof.

Der Fährmann aber ballte die Fäuste. Mit Grimm mußte er darüber nachsinnen, weshalb denn just mit ihm das Leben ein solch böses Spiel treibe.



„Was?“ schrie er den Michl an. „Was verzahlst da?“

„Vom Teufel müßet das wieder z'sammen-  
spielt sein!“ brummte er verstimmt.

Als die Brigitta aus der Kirche kam, glühten  
ihre Wangen und ihre Neuglein strahlten eitel  
Freude aus.

Dem Fergen entging das nicht. Mit schweren  
Gedanken schritt er hinter den Leuten vom  
Wenzbauernhof, die er mit Brigitta über den  
Fluß herübergeholt, den Steig zu seinem An-  
wesen herauf.

Er ging lange in sich, denn sein Wesen war  
bedächtigt und langsam.

Und als die Brigitta drinnen auf der Herd-  
stelle Feuer machte und der Rauch zur offenen  
Tür herauszog, schritt der Fährmann um seine  
Hütte herum und dachte dabei wieder an jenen  
Tag, da er mit dem neugeborenen Kind zur  
Draht hinterließ und es in den Fluß wollte  
werfen.

Wenn er es getan hätte!

Weiß Gott, was dieses tückische Leben nicht  
schon wieder für ihn ausbrütete. Es war ja  
schon zu lange alles gut gewesen!

Aber nach dem Mittagessen wollte er dem  
Diandle auf den Zahn fühlen. Was der Pfarrer  
gepredigt, das war die einleitende Frage. Und  
dann erkundigte er sich — er war sonst gar  
nicht neugierig, der Wendelin — ob des Wenz-  
bauern Lise, die schon seit Monaten in der  
Stadt in einem bürgerlich'n Gasthof die Koch-  
kunst erlernte, bald nach Hause käme. Und die  
Gitta erzählte ihm, daß der Pfarrer gepredigt  
habe über das Evangelium vom Pharisäer und  
Zöllner; und daß des Wenzbauern Lise, wie sie  
reden gehört, noch bis zum Kirchtagsonntag in  
der Stadt verbleibe. Und weil juist vom Kirch-  
tag die Rede war, fragte der Ferge, ob des  
Schloßwirthes neuer Tanzsaal, an dem sie schon  
lange her bauen, bis zum Kirchtag hin wohl  
fertig sein werde, was die Brigitta als sicher  
zu beantworten wußte, weil, wie sie gehört,  
am Kirchtag schon im neuen Saal getanzt werde;  
und dabei begannen ihre vollen Wänglein zu  
glühen und ihre Augen leuchteten wie in Er-  
wartung einer großen Freude.

Dieses Glühen und Leuchten in dem jungen  
Mädchengesichte entging dem Fergen nicht und  
es machte ihn bekümmert, denn er dachte sich:  
Feuer fangen tut es leicht, das Diandle; wenn  
es am Ende nicht gar schon zu spät ist. Es  
kam ihm zu Sinnen, weshalb er nicht schon  
früher davon zu dem Mädchen gesprochen. Gitta  
war in den Jahren, wo so manche ihrer Ge-  
schlechtsgenossinnen strauchelte. Und sie ging  
schier mit verbundenen Augen in das Leben  
hinein, ohne rechte Stütze, nachdem die weisende  
Mutterhand ihr so frühzeitig entglitten war.

Also ergriff der Ferge Wendelin die Gelegen-  
heit und sprach in seiner einfachen Weise von  
den Gefahren des Lebens, insonderheit davon,

wie solche Kirchtage und Tanzunterhaltungen  
häufig gefährlich seien für ein junges, uner-  
fahrenes Mädchen. Die Burschen wären bei  
solchen Anlässen leicht voll Uebermut und toller  
Einfälle; sie versprächen der einen und der an-  
dern Himmel und Erde und gar das Heiraten,  
und führten alle Listen und Ränke ins Treffen,  
um so ein leichtgläubig Diandle zu betören und  
es fürs ganze Leben oft unglücklich zu machen.  
Hinterher reden sie sich leicht auf einen Rausch  
aus, wollen von allem nichts mehr wissen und  
das dumme Ding sitze da.

Ueberhaupt, meinte der Wendelin, wäre es  
schon für manches Diandle besser gewesen, wenn  
es nicht gleich mit dem Erstbesten angebandelt  
hätte, der es mit allerlei Schmeichelworten zu  
betören versucht, wie es besonders die „Kobligen“  
gerne thut, die sich nur so lange um ein armes  
Diandle bemühen, bis sie es in Unehre und Un-  
glück gebracht, sich dann aber aus dem Staub  
machen, weil sie ihres Ansehens wegen so ein  
einfaches Dorfmädel doch nicht heiraten könnten.  
Wenn es noch gut gehe, machen diese Leute die  
Sache mit Geld ab, aber das Diandle schaue  
darauf kein ehrenhafter Bursch mehr an.

Und zum Beispiel, meinte der Wendelin zu-  
lezt: des Försters Sohn, der Wolf, vom Schloß  
drüben, soll auch einer sein, der gern den  
Diandlen nachlaufe und sie zu fangen suche.  
Ja, er werde halt auch um keine Laus besser  
sein als sein Vater, vor dem noch heute kein  
Frauenzimmer zwischen fünfzehn und fünfzig  
sichergehe.

Stille saß die Brigitta da und horchte auf  
dieses sonderbare Reden; sie legte ihre Hände  
in den Schoß und spielte mit ihren Fingern  
und senkte ihren Blick darauf und fühlte dabei,  
wie ihr das Gesicht heiß wurde bis über die Ohren  
hinauf, die sich röteten, als fühlten sie Scham  
darüber, was sie da hören mußten. Des Mäd-  
chens Gedanken aber gerieten in Widerstreit:  
die einen wollten dem Vater recht geben, die  
andern lehnten sich auf gegen diese Anschauung  
über die Liebe, insbesondere über jene der so-  
genannten „Kobligen“; denn gar oft war es in  
einem schönen Geschichtenbuch zu lesen, wie ein  
solcher Kobliger ein armes, braves Mädel vor  
den Altar geführt und glücklich mit ihm ge-  
worden ist. Gewiß nicht alle seien so schlimm,  
wie der Ferge glaubte. Und wenn der Dra-  
burger Förster ein solcher ist, so muß sein Sohn  
nicht von der gleichen Gattung einer sein. Und  
das ist auch nicht wahr, daß der Wolf falsch  
sei; er hat sie, die Brigitta, auch nie zu betören  
versucht; er hat noch nie ein Verlangen solcher  
Art, wie der Vater davon sprach, an sie gestellt.

Und das — ja, das Büsserl, das er ihr heute  
auf dem Weg durch den Auwald hat geben  
wollen? . . .

Nun, das hat die Brigitta abgewehrt, obwohl

ein solches Büßel noch kein Unglück sein wird. Besitzt die Brigitta in ihrem Kleiderkasten, aufgehängt an der Thür, doch ein schönes Leuchterlein, das — nicht etwa mit der Hand darauf geschrieben, sondern mit wirklichen Buchstaben darauf gedruckt — dieses Liebesprüchlein trägt: „Ein Küßchen in Ehren kann niemand verwehren.“

Hatte sich Brigitta dieses Sprüchleins etwa nicht erinnert, als sie mit dem Jägersohn durch den Auwald gegangen? O gewiß! Und dennoch hat sie das Küßchen verwehrt!

Und wie war sie jetzt froh, daß sie so fest war geblieben, daß sie doch gegen das Sprüchlein gehandelt!

Wie eine schwere Last fiel es von Brigitta, als der Ferge aufstand, um ein Fuhrwerk, das von Drauburg kam, über den Fluß zu bringen.

Brigitta ging ihrer Hausarbeit nach und von dem, was an diesem Sonntag unterm Rußbaum gesprochen worden, war keine Rede mehr.

Am Kirchtagsonntag hatte der Ferge Wendelin völlig ein Erbarmen mit seinem Diandel. Er hatte wohl erwartet, daß die Gitta zum Tanz werde eilen. Aber sie blieb daheim. Als am frühen Nachmittag die Burschen und die Diandeln vom Benzbauernhof vorübereilten, jedes mit fröhlichem Gesichte und aufgelegt zur Freude, zum Lustigsein und Tollen, da wollten sie auch des Fährmanns Brigitta mit sich nehmen; der junge, krausköpfige Knecht David aber mochte es gar nicht begreifen, daß dieses heitere, liebe Mädchen den ganzen schönen Kirchtag im einsamen Fährmannshause versitzen wolle; er bettelte lange, aber die Gitta blieb daheim.

Der Fährmann konnte nichts merken, daß dieses Heimbleiben zu Trutz geschah. Das Mädchel war freundlich und verrichtete wie sonst mit Eifer und Fleiß seine Arbeit. Vielleicht ein bißchen stiller wird es gewesen sein. Als es dann mit einer Handarbeit neben dem Fergen auf der Bank unterm Rußbaum saß und es manchmal schien, als hätte sich vom Schloßwirt drüben ein Musikton verirrt und wäre herübergeflogen zum Fährmannshause, da glaubte der Ferge wohl zu bemerken, daß ein Tränenkügelchen sich von Brigittas Augenwimper löste und stille dem Mädchel in den Schoß tropfte.

Und das ergriff den Wendelin so tief, daß er dem Diandel über das weiche Haar strich und sprach: „Verweh'r'n will i dir's nit, Gitta, wenn du magst, geh bis am Abend hinüber.“

Aber die Brigitta antwortete: „Naa, Vater, wenn es Euch nit recht is, geh' i nit.“

Der Fährmann schwieg. Dieses willige Verzichtens Brigittas auf eine Freude, die ihr vor drei Wochen noch die Augen leuchten gemacht, gedachte er dem Mädchel zu belohnen.

Ach, wie war es wehvoll, dieses Verzichtens!

Die halbe Nacht konnte das Diandel nicht einschlafen. Alles war so still, kaum das Mänschen des Flusses war zu vernehmen, und wieder schien es Gitta, als summe manchmal ein verslogener Musikton zu dem angelehnten Fensterflügel herein. Und dann mußte sie wieder daran denken, wie ihre Kameradinnen jetzt tanzen und sich freuen in Jugendlust und wie des Försters Wolf sie suchen werde, weil er ihr nach dem Kirchgang noch das Versprechen, daß sie kommen werde, abgebetelt hatte.

Weshalb sie nur daheimgeblieben war? Sie konnte sich keine Antwort geben, warum sie sich diese Freude verjagt hatte.

War etwa doch das warnende Reden unterm Rußbaum schuld?

Also, in Gottes Namen wollen wir schlafen! Das Mädchel begann wieder zu beten wie ein frommes Kind, damit es diese quälenden Gedanken verschene. Es kam kein Schlaf.

Um Mitternacht ging der Benzbauer mit seiner Tochter Lise vorbei; sie kehrten vom Drauburger Kirchtag heim, und ein Knecht, dem der Wendelin für die unruhige Kirchtagsnacht die Fährre anvertraut, damit er selbst ungestört schlafen konnte, hatte sie übergefahren.

Dem Benzbauer, der bei derartigen Anlässen gern großtat, eine freigebige Hand zeigte und selbst gern zechte, war es an seiner lauten, gröhrenden Stimme anzumerken, daß er sich famos unterhalten und nicht zu wenig getrunken hatte, und der Lise frohes Lachen ließ vermuten, daß auch sie vom Verlaufe des Kirchtags zufrieden war.

Weil die Nacht so hell, trat Brigitta an das Fensterchen und schaute eine Weile den beiden Kirchtagsgästen nach, wie sie den Weienpfad hinanstiegen, die Lise voraus mit hochgeschürztem Kleid, daß das blütweiße Unterröcklein im Mondlicht schimmerte, und hinterdrein ihr Vater, torkelnd und ab und zu noch ein unverständliches Wort hervorpustend.

Ein wenig schier wie Reid um die Freuden des Kirchtags überkam es die Brigitta.

Als endlich die Mondscheibe nach Nordwest hin stille davonschlich und der taufreie Sommermorgen wieder die Erde mit einem neuen Tag zu beschenken gedachte, hatte sich des Diandels im Fährmannshause doch der milde Schlaf erbarmt.

Aber nur von kurzer Dauer war dieses Schlafen, denn bald nachher kam ein Benzbauerischer Knecht — der junge David war's — über den Riegel herauf und begann zu singen:

„Afn Ran bin is g'essen,  
Hab' g'wartet af di,  
Über du bist nix kommen,  
Hast vergesen af mi . . .“

Der David hatte eine schöne Stimme; wenn sie jetzt auch ein bißchen übernünftig, vom Tanzen

verstaubt und vom Trinken und Jauchzen angegriffen, so war sie doch nicht unangenehm anzuhören, und die Gitta war erwacht und wachte; wußte sie doch, daß es ihr vermeint war. Der kirchtagsübermüthige Bursch wollte auch nicht vorbeigehen, ohne ein wenig an Gittas Fensterlein sehnsuchtsvoll zu klöpfeln und dem Mädchen einen freundlichen guten Morgen

Und als der Bursch hinaufkam zum Ueberstiegel, da wandte er sich noch einmal zurück und jauchzte in das Tal hinein, daß es widerhallte in Wald und Flur. Wie ein letzter Gruß war das an den Kirchtag und wohl gewiß auch an das Diandle drunten im Fährmannshause.

Als der Ferge Wendelin sich am Morgen von seinem Lager erhob, empfand er eine stille Freude, denn nun glaubte er, daß die Gefahr von seinem Hause und von Gitta abgewendet sei. Er bildete sich ein, daß die Brigitta nun aller Gelegenheit aus dem Weg werde gehen, die sie mit dem Försterssohne zusammenführen könnte.

Ein weiterer Trost für den Wendelin war es noch, als er vom Knecht Michl erfuhr, daß des Försters Sohn auf dem Kirchtag mit der Benzbauern Lise recht fleißig getanzt und daß die Lise mit ihrem Vater in des Schloßwirts Extrazimmer am Herrentisch gesessen, wo die Herren vom Schloß, darunter auch der Förster mit seinem Sohn, beisammen saßen. Und daraufhin reimte sich der Michl folgendes: „Wert seh'n, Wendel, unser' Lise werd dem Förstnerfuhn seine Braut. Na, z'weg'n meiner! Daß die Lise amal an Bauern nahm, das hab' i eh nia geglaubt. Für a Bäurin hat sie ihr Vater aa nix in die Stadt z'geben brauchen, damit sie die fein Bräuch' derlernt und das noble Kochen — das sag' dir i! Denn, sag mir amal: zu was eppan brauchet sie das als Bäurin? So a feines G'fraß kostet lei viel Geld und is nix für unseran, der hart arbat'n muoß. Hab' i recht oder nit? Na, alsdenn! Und daß i dir sag': schon nobel sauber banander is das Diandle — ganz wie ra Stadtfraul'n — das muoß oans gelten lassen! Z'weg'n meiner sollen sie lei tan, wie sie mög'n — is mir wurscht. Den Förstner — den Lumpen — das waßt, Wendel — den möcht' i nix als Schwieger — i nix, i — pfui Teufel!“

Der Michl spuckte da wieder einmal verächtlich aus, was er immer tat, wenn ihm etwas nicht gefiel und er dagegen doch nichts tun konnte. Dann wußte er weiter zu berichten: „Daß der Lise der Förstnerfuhn g'fällt, das hab' i ja schon lang g'mirkt; die Händ' hab'n sener (sie sich) lei so gedruckt ban Tanzen. Na, is ja weiter ka übles Paar z'samm — all's, was wahr is. Und du, Wendel, du magst froh sein, daß mit dem Lumpen da dorten nit nochmal was z'tan kriagst!“

„Gott sei Dank!“ seufzte der Fährmann.

„Das fehlet mir!“

„Und a Loch in Kopf,“ meinte der Michl vergleichsweise.

Zur Brigitta sagte nach diesem Gespräch der Ferge: „Waßt schon, die Lise soll sich a'n Kirchtag recht gut unterhalten hab'n — hat ja



Die Lise scheltt voraus und hinterdrein ihr Vater.

meinzusagen. Er gab sich eine Weile bedeutend Mühe, um das Diandle zum Plaudern zu bringen, aber es gelang ihm nicht. Gitta verhielt sich mäschenstill, obgleich sie alles verstand, was der Bursch ihr in seiner Verliebtheit, halb scherzhaft, halb im Ernst, zum Fenster hereinraunte.

In der Absicht, am Fenster Brigittas vor dem Heimgang noch ein Stündlein zu breuteln und zu plaudern, hatte sich der David wie ein schlanes Füchtlein von seinen Kameraden fortgeschlichen, aber, wie es sich nun zeigte, hatte er damit kein Glück. Weil er von dem Mädchen keine Antwort erhielt und er kein Bildnis war, der deshalb gleich das Fenster eingeschlagen hätte, ging er schweren Herzens seines Weges. Zum Abschied aber wollte er der Gitta doch eines singen, und im Fortgehen stimmte er, so innig und gemüthswarm er's nur vermochte, dieses an:

„Kfiat di Gott, mei liab's Täuberle,  
Und der Himmel sei mit dir!  
Wann an Duam amal brauchen sollst,  
Nacher frag lei nach mir.“



fleißig mit 'n Förstnerfuhn getanzt. Na ja — was hätt' sie aa ihr Vater so lang in die Stadt gegeben? Wird lei eh schon lang a ausg'machte Sach' sein g'wen, daß die zwoa amal z'sammenheiraten."

Das Mädchen beherrschte sich tapfer. Das Herz begann ihm wohl rascher zu pochen, aber nichts verriet, wie schmerzvoll diese Nachricht auf Gitta gewirkt. Sie dachte wohl daran, wie frohgemut die Benzbauertochter vom Kirchtag heimgekehrt war; wie sie an Gittas Fenster fröhlich vorbeigelacht — so konnte nur jemand froh sein, der eine Freude erlebt.

"Die Lise ist um Mitternacht mit ihrem Vater heimgegangen," sagte Brigitta. Und das war alles, was sie darauf gewußt.

3.

Der Ferge Wendelin wiegte sich in falschen Träumen. Er war weit auf dem Holzwege, wenn er sich einbildete, die Sache, die ihm so viel Widerwillen verursachte, sei nun in Ordnung.

Für solche Dinge hatte der Fährmann einmal kein Auge und keinen Sinn, und mit seiner auf Michls Evangelium aufgebauten Erzählung hatte er das Gegenteil von dem erreicht, was er erreichen wollte; ein löschender Wasserstrahl sollte es sein, und er hatte erst recht das Feuer entfacht.

Für Brigitta war jetzt das heimliche Lieben keine Idylle mehr — jetzt wurde es ein Ringen mit der Nebenbuhlerin um den Geliebten. Bisher war es ja nur ein harmloses Getändel; und die heitere Liebesidylle hätte sich vielleicht noch lange in dieser Art weitergespielt. Jetzt wurde es ernst; in Brigitta erwachte die Eifersucht, die Sorge um den Verlust des Geliebten. Sie wußte wohl, daß sie nichts besaß als jene Vorzüge, womit die Natur sie ausgestattet. Was der Lise davon abging — wenn sie auch gewiß nicht häßlich war — das wog sie als Großbauertochter reichlich auf; in diesen Stücken konnte sich die Brigitta mit ihrer Nebenbuhlerin nicht messen.

Das aber war es, was der Gitta Trug herausforderte; und dieser Trug erhob sich in dem sanften, schlichten Mädchen wie ein brausender Wildbach, der sich wohl hemmen, aber nicht fesseln läßt, nicht aufhalten in seinen tollkühnen Sprüngen und Stürzen über das Gewirr der Felsen und durch die Enge der Schluchten.

Jetzt wollte sie ihn festhalten, den Geliebten, und von der reichen Bauertochter wollte sie sich nicht verdrängen lassen. Die durste ihn nicht haben, den Wolf — die Benzbauern-Lise nicht!

Dann kamen freilich auch wieder die Zweifel, und das Mädel fragte sich, ob denn der Sohn des Schloßförsters eine arme Fährmannsdirn werde zum Weib nehmen dürfen? Und es baute

sich eine hohe Mauer auf vor ihr, und bange wurde ihr und sie begann zu zagen; sie dachte an die Lise, die teure städtische Kleider trug, die feine Manieren und sonst allerlei gelernt, was nötig für ein Mädchen, das nicht just einen anspruchlosen Bauersmenschen freien wolle, sondern einen "Herrn" — und, ach, von all dem hatte sie nichts. Sie war ein Naturkind, mit guter Auffassungs- und Anpassungsgabe zwar gesittet im Umgang mit ihr Fernstehenden, ansonst aber eifre wilde Hummel.

Und wie die starke, die echte Liebe inständig ist, Berge zu versetzen, so warf auch Gittas Liebe die hohe Mauer in einem kühnen Ansturm nieder: mußte sie denn Förstersfräulein werden? Konnte der Wolf nicht Fährmann sein?

Ja, die Liebe, die knackt so eine harte Brust im Handumdrehen auf.

Allein, damit hatte es doch noch seine gute Zeit.

Das Gerede, die Benzbauertochter werde bald Frau Försterin werden, mochte nimmer verstummen. Eines war dabei freilich seltsam, daß niemand von einem besonders bräutlichen Verhältnis zwischen dem Wolf und der Lise etwas merken konnte, indes man ab und zu davon sprach, daß der Förstersohn wieder mit der Fährmannstochter gesehen worden.

Und der Ferge Wendelin, der zumeist nur auf der Flossbrücke mit den Leuten in Berührung kam, war blind und taub und der Michl des gleichen, weil beide sich in den Traum einwiegen, der Förstersohn werde die Benzbauertochter heiraten.

Zu Weihnachten kam zu Brigitta das Christkindel.

"Schan, Diandle," sagte der Ferge mit heimlicher Freude und zeigte auf einen großen Pack, den er auf den Tisch legte, "das da hat dir das Christkindel gebracht."

Die Augen des Mädels haben darüber einen Glanz ausgestrahlt wie zwei milde Himmelssterne, und die Wangen haben in heißem Rot erglüht.

Als Gitta die Umhüllung öffnete, lag schönes Zeug für ein Kleid darin.

"Das is für'n Kirchtag," sagte Wendelin schmunzelnd, "weil du so brav bist daheim geblieb'n."

"Bergelt's Gott, Vater," bedankte sich Gitta. "Aber das hab' i nit verdient — so viel nit." Seltsam hat dieses Weihnachtsgeschenk auf das Mädchen gewirkt, so daß ihm ein paar Tränenperlen aus den glänzenden Augen purzelten.

"Wohl, wohl," sagte der Ferge, "du hast es schon verdient — und — bleib nur brav, Kind!" Es würgte ihn auch, als er an Gittas Wangen

die Järlein sah, die er für einen Ausbruch von Dankbarkeit und Freude hielt.

Doch als der Wendelin nachts aus der Gitta Kämmerlein etwas wie verhaltenes Weinen und Schluchzen vernahm, sann er hin und her, weshalb dem Mädcl sein Geschenk so sehr zu Herzen gehen mochte. Er sann und wiegte den Kopf, aber er wurde nicht klug.

Am Dreikönigstage lief in Drauburg beim Schloßwirt viel tanzlustiges Volk zusammen. Der Schloßwirt hatte einen Ball ansagen lassen, und so ein lustiger Tag nach der stillen Advents- und Weihnachtszeit kam den Leuten nicht un- gelegen.

Was jung und lustig war, talauf und talab, von weit und breit, kam herbei, um wieder ein- mal zu tanzen und sich, Liebe begehrend und Liebe gewährend, in die frohen Augen, in die leuchtenden, zu schauen und sich zu freuen bei Spiel und Tanz.

Auch die Leute vom Wenzbauernhof ließen sich diesen Braten nicht entgehen, und der Knecht David hatte schon vorher den Wendelin so lange gebettelt, er möge ihn die Gitta zum Ball führen lassen, bis der Fährmann nachgab und ja sagte.

„Aber 's Diandle hast wieder brav hamzu- bringen!“ trug er dem David strenge auf. „Das nickst dir — sunsta hast mit mir z' tan!“

Dem David lachte das Herz. Hätte der Fähr- mann weiß Gott was verlangt, dem Burschen wäre nichts zuviel gewesen, um die Gitta zum Tanz führen zu dürfen.

Die Burschen von Drauburg und rundherum wollten schauen!

Im Extrazimmer des Schloßwirtes saßen auch heute wieder die Herren vom Drauburger Schloß: die herrschaftlichen Beamten und die Forstleute, mit ihnen auch der Oberförster und sein Sohn, der in seiner Jägertracht einer von den Schmuckten war.

Doch der Wolf fühlte sich in dieser Gesell- schaft recht beklemmt; schuld daran war die Anwesenheit des Bauers von der Wenz mit seiner Tochter, was den Jägerssohn Unliebsames ahnen ließ, sintemalen sein Herr Vater ihm betreffs des Wenzbauern Lise schon allerlei An- deutungen gemacht.

„Und der Brigitta hab' ich es heilig versprochen, daß ich auf diesem Ball kein einzig Mal mit der Lise tanze,“ dachte Wolf. „Wie soll ich das jetzt anfangen?“

Es hatte ihn auf den damaligen Kirchtag hinauf Mühe genug gekostet, sich mit dem Fährmannsmädcl wieder auszuöhnen. Und schon wußte er von Brigittas Anwesenheit.

Irgendein sadenscheiniger Vorwand ließ sich finden, um sich aus dem ungemütlichen Herren- zimmer zu drücken.

Und in den Stuben, wo die Burschen und

Mädchen mit erhitzten Gesichtern in Dunst und Rauch an den Tischen saßen und wo es summt und lärmt, da hat der Wolf die Brigitta ge- sucht.

Und sie haben sich gefunden mit den freudig leuchtenden Blicken, in denen das Feuer der Liebe lodert, und sie haben sich im Tanze gewiegt und waren voll Seligkeit.

Was bekümmerte es sie, daß ein paar Augen sie scharf beobachteten, daß der krausköpfige Knecht David an der Wand lehnte und sich mit allerlei rebellischen Gedanken beschäftigte, so zum Beispiel, ob es sich wohl schicken täte, jetzt keck hinzugehen und dem Försterssohn die Bri- gitta sanft aus den Armen zu nehmen und da- bei zu sagen: „Bitt schön, mir aa a bißele!“ — und falls der Wolf dagegen etwas haben sollte, ihm ein etliche außs Dachel geben! Des Försterssohnes wegen hat er, der David, doch nicht immerzu den Fährmann gebettelt, die Gitta auf den Ball führen zu dürfen. Und was hat der Wendelin gesagt: 's Diandle soll ich wieder brav heimbringen — fixlaudi!

Jetzt war es ein Glück, daß das Wiegen und Tanzen zu Ende war. Dem David war schon gar nimmer recht gut vor lauter Schneid.

Aber weil die Tanzpaare zu früh aus ihrer Seligkeit gerissen wurden, verlangten sie nach Fortsetzung, und die Spielmänner seufzten und huben von neuem an.

Der Försterssohn, der seine Tänzerin noch nicht losgelassen, wollte just mit flottem Schwung das Wiegen und Walzen fortsetzen, als ihn der Knecht David am Arm ergriff.

In dem tanzenden Trubel wurden sie ein wenig unsanft hin- und hergestoßen — das tat aber nichts.

„Halt aus!“ sagte der David. „Jaza kimm amal i dran!“

Doch das kam dem Wolf komisch vor, und er meinte, es sei das beste, diesen Bauerndodel abzuschütteln.

Weil der Bursch nicht auslassen wollte, ließ der andere sich hinreißen, etwas von „Frechheit“ zu sagen, was den Knecht veranlaßte, etwas von „Maulhalten“ zu erwidern.

Darüber wurde das Fährmannsdiandel bleich, und der Wolf hätte spüren müssen, wie das Mädchen zu beben begann.

Nur das eine Wort sagte sie: „David!“

Und ihre hellen lieben Augen schauten den Burschen so eindringlich und fragend und er- staunt an, daß der David sich einen Augenblick besann. Ihre Gunst wollte er sich nicht vertun. Und der Ton, wie sie jetzt seinen Namen ge- rufen, ihr Herschauen auf ihn, die stumme Bitte in ihrem Blick, das warf ihm seine Vorsätze um.

„Na guat,“ sagte er. „Dir zulieb!“

Und er ließ den Arm des Jägers los.

Doch, wie es schon oft ist: schwoll auf ein-

mal dem Försterssohn der Kamm und er nahm dieses „Dir zulieb“, das ihm wie eine Demütigung vorkam, dem David krumm.

Ob er, der David, ein Recht hätte an die Brigitta? fragte er den Burschen scharf.

Und der andere hinwiederum wollte wissen, ob den „Herrn Förstnersohn“ dieses etwas bekümmere.

Dabei standen sie auch schon an der Wand und schauten einer dem andern so fuchswild in die Augen, wie zwei kampflustige Gockel. Und einer erwartete den Angriff des andern.

Sie hörten auch nimmer auf das Bitten des Mädchens, das mit angstvollen Blicken zwischen ihnen stand.

Ein paar Augenblicke lang erhielt sich diese ungemütliche Spannung, und um die zwei schlagbereiten Kämpfer sammelte sich schon ein Kreis Neugieriger.

Der Försterssohn zog die Brigitta an sich und wollte seines Weges gehen. Doch angesichts der vielen Zuschauer, von denen einer und der andere noch ein aufhegerisches Wort hinwarf und damit das Feuer schürte, konnte sich kein Bursch, so er nicht als Feigling wollte gelten, eine derartige Niederlage gefallen lassen.

In David wurden Scham und Trutz lebendig. Ein behender Sprung und er hatte Wolf von des Mädchens Seite gerissen. Just so viel, daß der Jäger nicht hingefallen ist.

Und das war dem Försterssohn um eins zu viel. Das konnte er sich von dem Bauernbodel nicht gefallen lassen. Er war auch kein Letzteige.

Die Faust schlug er dem Burschen ins Gesicht, daß es schier Funken gab.

Auf dieses Zeichen hin entwickelte sich jene Energie menschlicher Kräfte, die gemeinhin Raufen genannt wird und die sich in absonderlichen Bewegungen und Lauten kundzutun pflegt, von welchen Pusten, Fauchen, Poltern, Zerren, Stoßen, Fallen und das Klatschen auf weiche Körperteile die gebräuchlichsten Begleiterscheinungen sind, vermischt mit keuchend ausgestoßenen Worten nebst kirrenden Weiberstimmen, zu dem sich nach Umständen noch das Klirren zerschlagener Gläser, das Krachen von Stuhlbeinen und — als Folge — das Krachen härter Bauernschädel gesellt.

Weil es jeweils Menschen gibt, die in freigeberiger Weise von ihrer überschäumenden Kraft gerne an andere abgeben, wirkte auch hier so gleich eine Anzahl schlagkräftiger Bauernsäufte mit, unter deren Wohlmeinung es dem Försterssohne, dem sie gütigst zugedacht waren, schlimm ergehen hätte müssen.

In dieser kritischen Lage ereignete sich ein Zwischenfall, den niemand voraussehen konnte, der aber eben deshalb und durch sein unverhofftes Eintreten die Beteiligten derart ver-

blüßte, daß durch ihn die Situation verändert wurde.

Das Fährmannsmädel stand auf einmal in mitten des raufenden Knäuels der Burschen.

„Sie derschlagen ihn!“ schrie es. Und das Dandel breitete seine Arme aus, um den Burschen zu beschirmen. Und es wehrte die Bursche ab, die einen Augenblick verdunst ihre Hände sinken ließen. Einem aber, der seine Schwungkraft nimmer hemmen konnte, dem stieß die Brigitta ihre Faust ins Gesicht, daß der Bursch heulend zurücktaumelte.

Das alles war in Drauburg ein wenig neu ein bißchen seltsam. Man freute sich fast über die Schneidigkeit dieses Mädchens, und es war heiter, wie flink es den David von rückwärts am Kragen erfaßte und vom Jäger weggerettete.

Ob der Bursch ablassen wollte oder nicht der Hemdkragen mit der Binde schnürte ihm arg den Hals zusammen, daß die Brigitta in ihrer Aufregung beinahe abgewürgt hätte.

Indessen kamen die Gäste aus dem Extrazimmer herbei und zogen den Försterssohn an der Affäre.

Und nachher stand die Brigitta draußen der kalten Winternacht, hielt sich die Hände vors Gesicht und mußte weinen.



„Sie derschlagen ihn!“ schrie es. Und das Dandel breitete seine Arme aus.

„Just i bin schuld,“ klagte sie sich an, „und wär i nur lieber dahamgeblieb'n! Was wird der Vater sagen, wenn er die Schand' derschahrt!“

Der David stand vor ihr und beteuerte schon zehnmal, wie leid es ihm tue, das mit dieser dummen Kauferei.

„Wahst, Gitta,“ versuchte er sich zu rechtfertigen, „daß i dich bei dein' Vattern hab' ausgebittet und der Förstnerjuh'n getan, als hätt' er dich af'n Ball g'führt — wahst, das is ka G'hört-sichnet! Aber deinetweg'n nimm i alles af mi, weil du ja niz dafür können tuast. Und z'wanen hör' iaha auf und seint wir wieder guat mit-nander.“

Brigitta aber horchte nimmer auf des Burschen güttiges Zureden — sie verlangte heim.

Zu Tanzaale umschlangen sich indes wieder die Paare und walzten und wiegten sich zur Musik und manch übermütiger Zauchzer gab Kunde von der Lust und Freude da drinnen.

Ander's im Extrazimmer. Da hat der Miston die Harmonie gestört.

Der Herr Oberförster wollte schier ersticken vor lauter Aerger über „so einen Skandal“, und der Bauer von der Wenz war brummig wie eine verstimnte Bassgeige. Die Lise machte ein so betrübtes Gesicht, daß sie einem leid tun konnte, und der Wolf, der hat sich sein fauber ferngehalten von dem gewitterschwülen Herrenzimmer und war indes damit beschäftigt, irgendwo seinen von den ungechlachten Bauerntagen zerkrümmten äußerlichen Menschen einigermaßen in Ordnung zu bringen.

Unrühmlich war seine Aufführung, das kam ihm beiläufig zu Sinnen. Was er vom nächsten Tage erwartete, blieb nicht aus. Es gab eine Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn; der Förster nannte die Fährmannstochter eine freche Dirne, die es angelegt hatte auf den Skandal. Der Sohn nahm das Mädchen gegen diese schimpfliche Verdächtigung in Schutz und dabei gerieten Vater und Sohn heftig aneinander. „Ich will hoffen, daß du künftig jeden Verkehr mit dieser Person meidest,“ sagte der Förster streng.

Der Sohn gab keine Antwort, aber sein finsterner Blick verriet, daß er nicht gewillt war, nach dem Wunsche seines Vaters zu handeln.

„Du hast mich verstanden — ja oder nein!“ drängte der Alte.

Nun lehnte sich der Junge auf. Er sei kein Schulbub mehr, daß er sich in dieser Art abkanzeln lasse; er sei großjährig und könne frei handeln, wie es ihm beliebe.

So hat der Sohn mit seinem Vater noch niemals vorher gesprochen.

Der Förster sprang auf und schlug die Faust in den Tisch. „Untersteh dich, gegen meinen Willen zu handeln!“ schrie er. Aber im nächsten Augenblick bezwang er seine Erregung; er merkte es, daß er in dieser Weise auf seinen Sohn kaum Eindruck machte, denn dieser wendete sich und wollte gehen. Der Förster rief ihn zurück. Es wäre unnötig, sich dieser Sache wegen zu streiten und gegenseitig zu beleidigen, lenkte der Förster ein.

„Schau, Wolf, du verstehst mich nicht,“ sprach er milde, „du begreifst das nicht, wie einem zumute ist, wenn sich ein Kind, das man vom ersten Atemzug an wie sein eigen Aug' behütet und mit größter Liebe erzogen, plötzlich trozig auflehnt und einem alles, was man sein Leben lang für dieses Kind aufgebaut, mit einem Male niederreißt — du begreifst das nicht, wie einem das weh tut . . .“

Gebrochen, als ginge ihm die Sache tief zu Herzen, stützte der Förster seinen Kopf am aufgestemmtten Arm und schaute auf die Tischplatte nieder.

„Wie deine Mutter auf dem Sterbebett gelegen,“ sprach er mit bewegter Stimme, ohne den Sohn anzusehen, weiter, „da hat sie mit mir über deine Zukunft gesprochen. Die Wünsche, die deinetwegen die Mutter gehabt, hab' ich mir gewissenhaft angelegen sein lassen. Du hast deine Studien gemacht, warst auf der Akademie — hat Geld gekostet, das; sag' es aber nicht, um es dir vorzuhalten — ist mir durchaus nicht leid darum — hab' es ja dir und deiner Mutter zulieb, die mir diesen Wunsch aufgetragen, gern getan, damit du einmal rascher vorwärts kommst . . . Ich hab' keine Akademie gehabt — hab' mich vom einfachen Jäger müssen hinaufarbeiten!“

„Lassen wir das. Ein Wunsch deiner Mutter hat deine Verheirathung betroffen. Und daran hat sie mich kurz vor ihrem Sterben gemahnt, daß ich ihr diesen letzten Willen erfüllen möchte.“

„Du weißt ja, daß der Mutter liebste Jugendfreundin die Wenzin war — sie waren entfernt verwandt und waren viel zusammen. Wir sind ja selbst, wie du noch ein Kind warst, häufig auf dem Hof drüben auf Besuch gewesen — zu Ostern und zu Pfingsten gewöhnlich — und das nächstemal haben die Wenzischen wieder uns besucht. Weil du mit der Lise hübsch im gleichen Alter warst, hat deine Mutter, die mit großer Liebe für dich schon weit vorausgedacht, mit der Wenzin den Plan gemacht, daß du und die Lise — wenn ihr die Jahre erreicht — ein Paar sollt' werden . . .“

„Hoch und heilig hab' ich's der Mutter am Sterbebett versprechen müssen, ihren letzten Willen der Erfüllung zuzuführen. Und ich hab' mir diesen letzten Willen der Sterbenden zur Lebensaufgabe gesetzt.“

„Nur um deine Zukunft, um dein Glück, Wolf, war deine Mutter kurz vor ihrem Tode noch besorgt und bekümmert . . .“

„Schau, und das ist es,“ schloß der Förster völlig erschöpft, „was du jetzt vereiteln willst! Vielleicht begreifst du jetzt meine Aufregung . . . Bei Gott, es kommt mir vor, als wär' ich ein Verbrecher; als hätt' ich nicht achtgegeben genug auf dich, und als mache mir deine Mutter aus dem Grabe heraus noch Vorwürfe darüber, daß

ich ihren letzten Willen nicht zu erfüllen vermag . . . Denk dich in meine Lage, Wolf!" Der Sohn stand nimmer so aufrecht da wie zuvor, wo Trutz gegen Trutz stand.

War es die fürsorgende Liebe seiner toten Mutter oder war es Mitleid mit seinem Vater, der sich förmlich als Verbrecher anklagte, daß ihm die Erfüllung des letzten Willens der Verstorbenen unmöglich gemacht war?

Und wie ein schemenhaftes Gebilde erschien ihm das Mädchen aus dem Fährmannshause, um dessentwillen er noch vor wenigen Minuten alles zu wagen gehofft.

Es waren nur Sekunden, die ihm dieses Bild vor Augen führten; sie maßen aber Zeiten aus. Und dann war es ihm, als verschwimme diese nebelhafte Spukgestalt in graue, raumlose Fernen, und er erwachte wie aus schwerem Traum. Er wußte keine Antwort — wie betäubt ging er aus der mit Trophäen geschmückten Jägerstube . . .

Dann stand es nicht lange an, daß die Brigitta einen Brief erhielt. Dieser Brief kam aus einer fernen Gegend, die sie nicht kannte, und er war geschrieben vom Förstersohne Wolf. Darinnen stand ihr beider Herzensunglück; von allem, was vorgefallen zwischen ihm und seinem Vater und auch von seiner verstorbenen Mutter letztem Willen. Er bleibe über seines Vaters Wunsch vorläufig auf der Försterei in hiesiger Gegend. Das Forsthaus in der Edling — eine Tagreise von der Heimat — werde in nächster Zeit eingerichtet, und da solle er, wenn er die Lise geheiratet, Förster sein. Er schrieb, wie ihm das Herz blute und daß seine Liebe in alle Ewigkeit ihr gehöre. Ob er's überwinden werde und wie das alles noch werden solle, das stände bei Gott.

4.

Drinmen im Gebirge waren die Berggeister wieder lebendig; die wilden Wasser tosten und brausten durch die Bergschluchten und der Draufstrom führte dreifach und fünffach mehr Wasser als sonst, denn im Hochgebirge, in den Tauern und in den Karnischen und Julischen Alpen, vollzog sich die Schneeschmelze.

Doch wenn sich da drinnen der Lenz den langen Winterschlaf auch erst aus den Augen rieb, im Vorland, auf den Almen und in den Tälern, woh bereits der Sommer an seinem Hochzeitskleid.

Von jedem Baum, von jedem Busch und von jedem Blümlein auf grünender Wiese ging schier ein zauberhaftes Leuchten aus, denn alles begann sich zu schmücken mit blühendem Geschmeide und jedes machte großen Staat für den Willkomm.

Und zu dieser Zeit des Blühens und Prangens schmückte sich auch droben im Hof auf der Wenz die Braut des Förstersohnes von Drauburg. War das ein Getue! Wie pochte der Wenzin

vor Freude das Herz, daß ihr Wunsch sich nun erfülle!

Wie das Kätlein den heißen Brei, so umkreiste die Wenzin ihre Tochter, die im Brautschmuck mitten in der großen, hellen Stube stand, und machte in ihrer etwas wunderlichen Art ein ums andere Mal nur immer: „Hm, wie schön, wie schön, Lise, hm! . . .“

Ja, die Lise, die war kein Bauernmädlein mehr, und das Brautkleid und all das kostbare Geschmeide — bigott, der Wenz hat tief in den Beutel gelangt! — das war alles aus der Stadt bezogen worden.

So stand die Lise, im Glück erstrahlend, da, indes draußen vorm Hof die Knechte die Bäume der Reihe nach aufpflanzten und sie zu laden begannen.

Und dann kam der Bräutigam und viele, viele festlich gepuzte, fröhliche Gäste, und sie schritten, mit Sträußchen und bunten, flatternden Bändchen angetan, durch die blühende Landschaft, und die Spielleute musizierten und die Mörser krachten, und der weiße Pulverrauch flatterte über die Wälder davon, empor in den sonnigen blauen Aether.

So bewegten sie sich hinunter zur Ueberfuhr an den Fluß, wo der Ferge Wendelin schweigsam seinen Dienst versah.

Im dichten Laubdach des Ruchbaumes vor dem Fährmannshause jauchzte just eine Drossel und am Lattenzaun vor den Fenstern saß ein Fink, der rief: „Brigitta! Brigitta!“

Aber die Brigitta saß in ihrem Kämmerlein und preßte die Hände an die Ohren, damit sie nichts höre von dem Jubel draußen, der ihr das Herz zerriß.

Dann verschlang der Fluß mit seinem Lärmen und Rauschen die Musik und das fröhliche Getue der Hochzeitschar, und der Ferge schritt müde, mit tief vorgeneigtem Haupte den Kiegel hinauf.

Der schluchzenden Brigitta legte er seine verarbeitete, rauhe Hand auf den Scheitel und redete. Er redete Trost und fand Worte, die dem Diandel in die Seele hineinbraunten, denn sie waren so gütig und mild und die Brigitta ertrug es nimmer, dieses gütevolle Reden. Dem Fährmann warf sie sich zu Füßen und weinte hell auf.

„Vater — mein lieber Vater — verzeiht mir's — i bin sie ja nimmer wert, die guten Reden! Mein Gott — i kann halt nit dasfür, und i hab' ihn halt so gern!“

Des Fergen Hand zitterte und sein Denken ward unruhig.

„Gitta,“ sagte er und zog sie vom Boden auf; „weshalb sollst du meine guten Reden nimmer wert sein? . . . Hast dich ja doch nit — — a naa, gel' Gitta — eingelassen hast dich nit mit iahm . . . Was? . . . So red', Gitta — red' . . .“

Aber die Gitta würgte es so sehr, daß sie keine Antwort hervorbrachte.

Nur mit dem Kopf hat sie genickt. Da stand der Ferge still wie ein Stamm und starrte auf das Mädchen.

„... Das hast du getan? ...“

„Ja — Vater, ja ...“

„Mensch! ...“

Der Führmann hob seine Faust. Schmerz und Zorn, die ganze Bitternis seines Lebens überkam ihn wieder; aber er ließ seinen erhobenen Arm sinken und starrte wie ein Verzweifelter zu Boden ...

Und dann — dann begann er zu reden. Dieses Reden aber war so, als spräche er zu sich selber und als gingen ihm seine Gedanken davon — als beginne er zu träumen.

„... Wie der Alte, so der Junge,“ spintzierte er. „Ja, es muß so sein — just so und

Sterben gut: da kommt der Mensch einmal zur Raft und zum Frieden. Und wenn einer einmal auf dem harten Brett liegt, kalt und starr, nachher ist's ihm alles eins: ob die einen um ihn weinen und betrübt sind oder ob die andern um ihn herumtanzen und juchzen — rührt ihn nix nit, ist ihm gleich ... Und mag jetzt das helle Feuer über dem Dach zusammenschlagen oder mag das wilde Wasser bei Tür und Fenstern einbrechen — der Mensch auf dem harten Brett bleibt ruhig liegen — er macht kein Schnaufser, ob es krump geht oder grad ...

„Und 's selbe ist gut und g'recht. Und so ein starker Mann ist der Tod: alles zwingt er nieder: den König und den Kaiser so gut wie den Bettelmann ... Ja, der Tod ist gerecht und gut. Aber die Menschen, die sind schlecht, die sind falsch, und die Welt ist falsch und alles ist falsch und schlecht ...“

Dem Diandel rieselte der Schauer über den Leib. Weshalb sprach der Vater vom Tod?

Der Führmann schaute starr drein, als wisse er gar nicht, was er gesprochen, und seine Augen hatten einen glasigen Schimmer.

Und dann lachte er heiser. Aber es war gar kein Lachen — es war ein Schluchzen in sich hinein.

„Mein Gott!“ kreischte Brigitta auf. „Vater, was is Enk? ...“

Der Wendel hatte eine brennende Stirn und der seltsame Glanz seiner Augen flößte dem Mädchen Furcht ein.

„Mir — was mir is? Mir is weiter ganz guat ... Ja, mir is ganz guat!“

Er ging hinaus. Unsicher war sein Gang, er torfelte wie ein Veräuschter.

Und draußen im Holzgeläß nahm er die langstiellige Art, womit er immer die großen Scheiter gespalten, und die Säge.

Damit ging er fort.

Wenn des Oberförsters Sohn hochzeitet, drückt der Herr Vater schon ein Aug' zu, vielleicht gar allbeide; und die Drauburger Forstleute sollen diesen schönen Tag mitfeiern, sollen sich mitfreuen mit ihrem Herrn und sollen trinken auf das Wohl und Glück des neuen Försters im Edlinger Forsthaufe.

Und im Schloßwald, in demselbigen, aus dem sich Wendelins Vorfahren noch ungestraft ihr Brennholz bringen durften — dieses Unglücksholz! — da krachte es. Es krachten die Bäume und stürzten und rissen im Stürzen andere mit sich. Und der Ferge Wendelin verrichtete da eine wahnwitzige Arbeit. Der heiße Schweiß rann ihm übers Gesicht, und naß war sein graues Haar und klebte in wirren Zausen an Stirn und Schläfen. Aber der Wendelin achtete nicht darauf; er ging nur immer von einem Baum zum andern — lauter halbschlächtiges Holz —



Wendelin schwang die Art und verächtete den Wald.

mit anders. Und es ist gut, warum soll es nit so sein? ... Es ist alles eins; einmal wird es wieder anders ... einmal geht alles zu End', und nachher ist es gleich, wie es war: so oder so oder anders ... und wir wissen nix mehr davon. Alles ist ausgelöscht und vergessen, was einmal war und was wir gern gehabt hätten, und alles, was uns einmal gefreut hat und was uns weh getan hat ... Und das ist das Beste vom ganzen Leben: das Sterben ... Das ist das Allerbeste, was unser Herrgott den Menschen hat geschenkt ...

„Ja, wenn man oft just aa glaubt: heut ist's a Freud, heut scheint die Sunna viel schöner und die Welt hat ein Glanz, als wär' sie über Nacht neu derschaffen wor'n — morgen ist wieder der Jammer da ... Drum ist das

Fahrer Hintender Bote für 1915.

und sägte und schwang die Axt und verwüstete den Wald.

Als die Sonne sank und die Waldamsel im Fichtenwipfel hoch oben ihren Abendgesang wie ein Gebet verrichtete und die Dämmerung sich auf leisen Sohlen durch den Forst schlich, da lag ein Waldstrich in wirren, ruppig wilden Haufen als hätte ein Sturmwind oder eine Lawine ihn niedergesetzt.

Dem Fergen bligten die Augen. Dann sank er erschöpft hin, als wäre er selber von einem Arthieb gefällt worden.

„Hast mir nig getan, du — du lieber Wald,“ spintisierte er; „und i hab' dich niedergemacht wie ein Mordbrenner. Verstehn, wenn du mich kunntest — mücht' dir's sag'n, wia ein' is, wenn du zeitlebens nig als Gift in dich mußt einereissen . . . Aber amal wird es z'viel — nachdem muas' es wieder auß'e . . . Nimmer z' helfen hab' i mir g'wußt: es hat g'scheg'n müassen.“

„Und du, Wald, du bist sein' Freud' g'wen, dem Jager . . . Vor siebzehn, achtzehn Jahren hat er dich aufgeforsitet . . . Ja, mein lieber Wald, tua mir's verzeih'n — aber i, i hab' aa amal a Freud' g'hab't . . . Der Lumpy hat sie mir niedergeschlagen und gemordet, so wie i dich iaza gemordet hab' . . .“

„Abkehr'n hab' i iahn's müassen, dem — der hat das Seinige! . . . Und heut, mei' lieber Wald, heut hab'n sie mir mei' zweite Freud' gebrochen — die hat mir der Junge zerschlagen . . . Teufeln! Höllische Teufeln! . . .“

„Teufeln!“ Der Wald hat es beistimmend nachgerufen.

Wie eine schwere Last hob der Wendel seinen Atem und mit der schwieligen, pechigen Hand wischte er über die Augen.

Dann schulterte er sein Mordwerkzeug und schritt davon.

Und er ging heim, aber er trat nicht in sein Haus. Die Brigitta solle ihn überfahren, verlangte er; er müsse nach Drauburg.

Das Diandel war voll Angst, es fürchtete sich vor dem Fergen, vor seinem verstörten Wesen.

„Vater, seid's krank — was is denn?“ fragte es bekümmert.

„Ganz g'sund bin i — o, wia ri g'sund bin — grad juchzen kunnt i heut! . . . Sorg' dich nig um mi, Diandle . . . Werd' lang verweilen heut — pfiat dich Gott, Gitta — pfiat dich Gott!“

Wie ein Junger sprang er, ehe noch die Floßbrücke jenseits anlegte, ans Ufer und verschwand im Dunkel des Abends. Das Mädchen fuhr voll Kimmernisse über den wildrauschenden Strom zurück.

„O Gott,“ klagte es dem Knecht David, der am Fährmannshause vorbeikam und über der Schulter die Sense trug; „mir is so bang um

den Vater, der is heut ganz auseinand', so viel wirr reden tut er — und ganz anders is er heut wie sonst . . . Und mit Hacken und Säg' is er jetzt af Drauburg ume . . .“

Der David wollte darüber nichts Ungewöhnliches vermuten.

„Laßt halt das Zeug scharf machen,“ meinte er. „Zeh' af die Nacht?“ fragte Brigitta. „Lang werd' er verweilen, hat er g'sagt . . .“

„Na, das is weiter ka G'fahr,“ tröstete der Bursch das Mädchen. „Wenn dir die Zeit lang is oder daß du dich allan fürchten tußt — i kumm zu dir — recht gern kumm i . . .“

„Haa, derf i?“

Aber die Gitta war zum Scherzen nicht aufgelegt.

„Laß mich mit deine Dummheiten auß'!“ verwies sie ihn und ging ins Haus und verschloß die Tür.

Böllig betroffen und verlegen stand der David da; das konnte nur wieder ihm geschehen; er schüttelte seinen Krauskopf und ging weiter. „I mag es schon amal anstellen wie i will,“ seufzte er wehmütig, „verkehrt is es allemal . . .“

Ja, i hab' halt ka Glück af derer Welt . . . Kreuzeigel!“

In Drauburg drüben, im Schloßwirtschause, saß der Ferge Wendelin ganz abseits an einem dunklen Tisch. Es war kaum vornöten, da er sich den Hut so tief ins Gesicht hereinrückte, heute nahm sich ohnehin niemand Zeit dazu ihm näher in die Augen zu schauen. Er wollte das auch nicht, allein sein wollte er mit seinen rebellischen Gedanken, mit seinem tiefen Haß ab und zu trank er seinen Brantwein und ließ sich wieder frisch einfüllen, und zuweilen sagte er vor sich hin ein grimmiges Wort, das aber unverständlich blieb, denn er zermalmt die Hälfte davon allemal mit knirschenden Zähnen.

Und nebenan hielten sie Hochzeit. Die Spielmänner siedelten emsig drauf los und die Paare, die alten und die jungen, tanzten, und der Herr Oberförster ging hochgemut umher, tat überall leutselig über alle Massen und rieb sich vergnüglich und wohlzufrieden die Hände, dann trank er mit seinem Schwieger, dem Großbauern von der Wenz, zum ungezählten Male auf die glückliche Zukunft ihrer Kinder, indes die wunderliche Wenzbäuerin, die ihr fürsorglicher Sinn schon am Abend aus dem Kreise der Hochzeitsgäste entführte, auf dem Wenzhof noch allerlei Vorbereitungen traf für die Neuvermählten, die — so war's bestimmt — ihre Flitterzeit in einem sehr schmucken Sommerhaus auf der Wenz, das der immer gern nobeltuende Großbauer seiner Tochter zu Ehren „Elisabethruhe“ nannte, verbringen sollten.

So war alles fein in Ordnung und nach

Mitternacht verabschiedete sich das junge Ehepaar von den Hochzeitsgästen, dankte ihnen für die Ehre ihrer Gasttschaft und machte sich auf den Weg zur Ueberfuhr an der Drau.

Die beiden weinseligen Väter hatten ihnen zum Abschied segnend die Hände aufs Haupt gelegt und daraufhin mit einer frischen Flasche den Scheidetrunk getan.

Der Ferge Wendelin hatte schon um Mitternacht Axt und Säge genommen und war gegangen.

Es war eine schöne, linde Sommernacht mit einem reichgestirnten Himmel, und von den Anwiesen herüber strich der aromatische Duft von frischem Heu, und ringsum zirperten Tausende Heimchen und erfüllten die stille Nacht mit ihrer seltsamen Musik.

Und der Wendelin kauerte am Ufer des rauschenden Flusses, dort, wo seine Vorfahren einen der hohen Masten aufgeschlagen, an denen das Drahtseil den Fluß überspannte — das Drahtseil, an dem die Fähre hing . . .

Was sich da in der stillen Sommernacht Graufiges ereignet, das war die Tat eines Menschen, der über sein Leid und über die Grausamkeit seines Geschickes in Wahn verfallen war.

„Gin soll es sein — alles soll hin sein!“

Das war sein Leitgedanke, das waren seine Fluchworte, die er ausgestoßen in wilder Rache gegen im selben Augenblick, als die Brigitta mit dem jungen Hochzeitspaar das Floß auf den Strom hinaussteuerte, als er die Säge ansetzte und in fliegender Hast den hohen Mast durchschnitt.

Als dieser in den Fluß stürzte und durch den jähen Sturz auch jener am andern Ufer barst und mit gewaltigem Krachen in das Wasser gerissen ward, als ein markererschütternder Schrei das Rauschen des Flusses überlante — da stand der Wendelin noch eine Weile still, wie betäubt, und starrte seiner alten Floßbrücke nach, wie sie auf der wogenden Flut durch die Nacht davonschoß.

Der Ferge Wendelin stellte sich dem Gerichte. „Da habt's mi!“ sagte er. „Meinetwegen hehnt's mi — i schenk' Ent's, mei' armseliges Leben — is eh nix wert g'wen . . . Und das im Schloßwald, das hab' i aa getan . . . Der Herr Oberförstner werd' schon wissen, warum i das getan hab' . . . Mehr brauch't's nit!“

„Er is danisch wor'n!“ entsetzten sich die Leute über diese Untat.

Der Knecht Michl, sein vieljähriger treuer Freund, der manches besser wußte, sagte mit Tränen in den Augen: „Das, meine Leut', was der hat schlucken müassen, is grad genuag für an oanzig'n — iaga is iahm decht z'viel wor'n, dem armen Häuter . . . Gott verzeih' iahm's!“

Derselbige, der was die Ursach' is von dem ganzen Unglück, der werd' sich amal vor dem ewigen Richter zu verantworten hab'n — so viel sag' ent' i! Und den andern schenk' der Herr Jesus die ewige Ruah — von Rechts wegen is eh der Wolf der Brigitta ihr Bräutigam g'wen.“

Und weit im Unterlande hat man sie tot aus dem Wasser gezogen: den Förstersohn Wolf



Und weit im Unterlande hat man sie tot aus dem Wasser gezogen.

und die Fährmannstochter Brigitta. Sie hielten sich noch im Tode so fest umschlungen mit den erstarrten Armen, daß es Mühe bedurfte, sie voneinander zu lösen.

Die Lise aber gab das Wasser nimmer heraus. Der Alpenstrom hat sie fortgeführt, weit fort — vielleicht gar hinaus ins ferne Weltmeer . . .

### Wie der Bettergötti starb.

Es gibt viele Widersprüche in der Welt. Die beiden größten bestehen aber ohne Zweifel darin, daß alle alt werden und niemand alt sein will, und daß zweitens die Menschen sich ihr Lebtag auf den Himmel freuen und doch nie hinein wollen. Das habe ich sogar am Bettergötti gesehen.

Der Bettergötti war aus lauter Frömmigkeit ledig geblieben und lebte bei seinem Bruder. Dieser hatte einen ziemlich großen Hof, aber auch viele Kinder, die das Brot bewältigten, das von ihm gebaut wurde.

Diesem Bruder zu helfen, wie und wo er konnte, hielt der Bettergötti für seine heiligste Pflicht. Er war fast aller Kinder Pate, weshalb er eben Bettergötti hieß, und half dem

Bauer im Heuet, im Dehnd und in der Ernte und wo es sonst nötig war. Dann aber war er des Bruders Futtermeister. Morgens, mittags und abends konnte man ihn immer im Futtergang am Heuschütteln oder beim Brunnen am Wassererschöpfen sehen.

Für alle diese Dienste bezog er nicht einmal eine Brotrinde. Er tat alles, wie er sagte, um Gottes willen und aus brüderlicher Liebe. Um auch dem Staat nützlich zu sein, verwaltete er das Akzisamt, und reich und arm und alt und jung hatten diesen Bettergötti gern; auch ich.

Da ich öfters im Hause seines Bruders zu verkehren hatte, konnte ich ihn in allem seinem Tun beobachten, und ich muß sagen, kein Kapuziner kann seinen religiösen Pflichten ernster nachkommen, als es der Bettergötti tat. Im Sommer erhob er sich um vier Uhr, zog seine unten nach alter Mode ausgeschlitzten Zwilchshosen an, dann kniete er nieder, betete seine Morgenandacht, den Englischen Gruß, den Glauben und für die armen Seelen der Vater unser drei. So betete er mittags und abends ebenfalls, und wenn es Regen hagelte, die heilige Messe besuchte er jeden Tag.

Ein also auf sein Seelenheil bedachter Mensch, sollte man meinen, müßte leicht sterben. Das war aber keineswegs der Fall.

Es war an einem Sonntag, da kam ich auch zum Eckbauer, so hieß des Bettergöttis Bruder, auf Besuch.

„Felix,“ sagte die zum Kirchgang sich richtende Bäuerin, „du mußt jetzt hinauf in die obere Stube und den Bettergötti hüten, bis ich heimkomm'. Es hat ihn diese Woche ein Schlag — Gott b'hiit uns davor, getroffen. Er kann kein Glied mehr rühren, muß aber alle Augenblick eine Bedienung haben, zu welcher ich meine Maidle nicht anstellen kann. Geh also und besorg ihn gut, in einer Stunde bin ich wieder da.“

Ich entspreche bereitwilligst diesem Verlangen, gehe hinauf zum Bettergötti, aber wie finde ich ihn! Sein sonst so ruhiges, friedliches Gesicht ist vom Ausdruck der Verzweiflung verzehrt. Die tief in den Höhlen liegenden Augen schauen ängstlich von einer Ecke des Zimmers zur andern, als ob sie jeden Augenblick einen Feind erwarteten. Die langen, grauen Haare fallen in wirren Strähnen über die Stirne und an den Schläfen nieder und erhöhen das Unheimliche des Anblicks.

„Wie geht's, Bettergötti?“ fragte ich teilnehmend.

„O, schlecht, Felix,“ sagte er mühsam und weinend, „ich werde sterben müssen!“

„Das ist jetzt noch nicht gewiß, Bettergötti,“ sage ich, „so lange der Mensch schnauft, lebt er noch. Schaut mich an, was ich wieder für ein Bursche bin, und war doch viel ärger und

gefährlicher krank als Ihr. Ihr könnt auch wieder auskommen.“

„Nein, nein, ich spür's, es geht zu Ende,“ entgegnete er. „Mir kann kein Doktor mehr helfen!“ Und wieder brach er in heftiges Weinen aus.

„Aber, Bettergötti, nehmt doch Trost an! Bestimmt wißt Ihr's nun einmal nicht, daß Ihr schon sterben müßt. Geseht aber, es wäre so, was könnt Ihr viel verlieren? Ihr seid bald siebzig Jahre alt, also in einem Alter, in dem man der Natur ihren Tribut zahlen muß und auf dieser Welt doch nicht mehr viel Freude hat, und Euch kann es bei dem christlichen Lebenswandel, den Ihr geführt habt, im Jenseits nicht schlecht gehen. Ihr müßt ja in den Himmel kommen, und da ist es jedenfalls besser als hier.“

„Ja, ja,“ erwiderte er, „der Himmel wäre schon recht und das Sterben nicht so schlimm, wenn nur die Verwesung im Boden nicht wäre.“

„Bettergötti,“ warf ich ein, „Euer Leib ist nur die Hülle Eures Seins, das Gewand Eurer Seele. und wie eine Mutter ihrem Kinde das alte Gewand auszieht, um es mit neuen Stücken zu bekleiden, so macht es der liebe Gott mit uns, wenn wir alt, morsch und löcherig sind. Er wirft den Leib, unser Gewand, in die Stampmühlen und Retorten der Natur, die wieder Neues daraus schafft; wir selbst aber, die Seele, der Geist, leben weiter in einem andern Licht.“

„Ja meinst, es sei auch so?“ fragte der Bettergötti.

„Gewiß ist es so. Es sagt es uns der eigene Verstand, das Herz und — unsere Religion. Es ist gewiß so und kann gar nicht fehlen!“ sagte ich, und der Bettergötti legte sich getrübet tiefer in die Kissen und betete mit Ergebung: „Nun denn, wenn es sein muß, so mach gleich ein Ende, lieber Gott! Nimm mich in Gnaden an und mach ein End meiner Angst!“

Als die Bäuerin nach Hause kam, übernahm sie die Pflege wieder. Wie sie nun dem Bettergötti sich mit einer Tasse Milch nahte, sagte er mit merklich schwächerer Stimme: „Keine Milch, zieh mir das Hemd aus!“ und als sie seinen Wunsch erfüllte, sagte er wieder, indem schon der Schatten des Todes auf seinem Gesicht lag, und die Funktionen der Sinne nur noch mangelhaft waren: „So—o, Bärbele, jetzt noch den Leib, zieh mir den Leib aus, daß ich abreißen kann!“ Und während die Bäuerin tröstend mit der Hand ihm über den Kopf und das Gesicht strich, so daß er meinte, sie vollziehe seine letzte Bitte, hauchte er seine Seele aus.

Die Lust zu scheinen und zu blenden ist eine ewige gleiche Eigenheit unseres Geschlechts, zugleich ein Zeichen unserer vornehmen Natur und ein Quell häßlicher Verirrungen.

Zerstüßte

### Wenn der Kuckuck ruft.

Wenn ums Ende des April der Kuckuck zu rufen beginnt — ach, was geht da dem Menschen das Herz auf! Jeden Ruf zählt er freudig mit, und was legt er nicht alles in diese Töne hinein, die mild und weich, wie von einer Orgel, klingen.

Wie aber steht's in Wahrheit um diese Rufe? Was bedeuten sie?

Sie bedeuten den Anfang eines hinterlistigen Treibens; der Vogel Kuckuck beginnt sich umzuschauen, wie und wo er seiner Liebsten Eier in fremde Nester bringt? Er hält's nicht mit dem Sprichwort: „Bauen ist eine Lust“; es fällt ihm gar nicht ein, ein Nest zu bauen. Laßt doch die andern bauen; sie haben ja soviel Freude daran und verstehen sich meisterhaft darauf.

Da ist namentlich die Grasmücke. Was kann sie aus Stroh und Heu und kleinen Zweiglein ein so gemütlich Häuschen bauen! Mit allerhand Federzeug wird es schließlich wattiert und gepolstert; die jungen Grasmückchen sollen es gut haben, wenn sie austriechen. Das sind Herr Grasmücke und Frau Grasmücke den Kindern schuldig. Das ist des Kindes Recht. Sie haben Anspruch darauf...

So meint auch Vogel Kuckuck, und scharf sieht er dem Paare zu, wenn es baut. Aber er will sicher gehen; er hat immer mehrere Eifen im Feuer; ein Dutzend Grasmücken- nester und mehr beobachtet er auf einmal im Bau, dann wählt er sich drei, vier oder fünf aus, die er für würdig hält, daß er sie mit seiner Nachkommenschaft beglückt.

Hat nun Frau Grasmücke weiterhin ihre Pflicht getan und ihre Eier gelegt, da heißt es erst recht: „Aufgepaßt, Herr Kuckuck!“ Aufgepaßt nämlich auf die Zeit, wo Frau Grasmücke für einen Augenblick einmal austritt, — vielleicht um auf den Markt zu hupfen und etwas einzuholen... Da, genau in dem Augenblick muß Frau von Kuckuck herbei — daß es adlige Leute sind, die Familie Kuckuck, scheint ziemlich klar zu sein — sie muß in aller Eile herzu. „Kuckuck, Kuckuck“ ruft er. Gleich setzt sie sich da ins Grasmückennest und legt eins, zwei,

drei ihr Ei — mitten unter die andern. Und dann heidi fort! — als wäre nichts geschehen... „Kuckuck, Kuckuck...“

Kommt nun Frau Grasmücke heim, dann mag's ihr wohl ein wenig dumpfig riechen in der guten Stube, aber gutmütig, wie sie von Natur aus ist, denkt sie sich nichts Urges; der Zuwachs fällt ihr weiter nicht auf, und in aller Munterkeit setzt sie ihr Brütgeschäft fort.

Herr und Frau von Kuckuck aber fliegen weiter von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch, und wo Mutter Grasmücke zufällig nicht daheim ist, flugs wird da ein Ei gelegt, mitten hinein unter die andern. „Kuckuck, Kuckuck...“

Nun wäre das nicht weiter so schlimm. Wo fünf Eier liegen, da kann auch ein sechstes noch Platz finden; und ob Frau Grasmücke sechs Junge brütet oder nur fünf — es kostet dieselbe Hize. Aber es kommt noch etwas Schlimmeres!

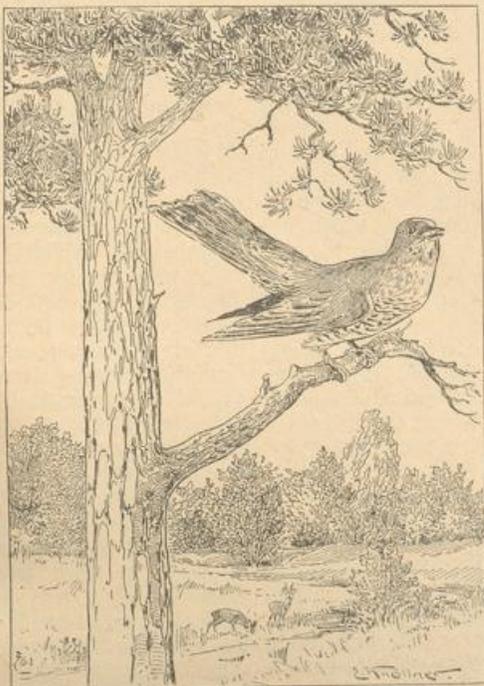
Weiß nicht warum und weshalb? Weiß nicht, was der tiefere Sinn davon ist, aber — es ist einmal so eingerichtet, daß das Kuckucksei schneller reift als die andern. Der junge Herr Baron hat es eilig mit der Welt. Schon sehr bald kriecht er aus der Schale: „Hier bin ich — Herr von Kuckuck!“

Mutter Grasmücke macht große Augen; sie ruft angstvoll nach dem Herrn Gemahl, und höchst verwundert sehen sie sich beide den Jungen an; aber sie tun ihm nichts. Nein, ruhig lassen sie ihn im Neste; ja, die Alte

füttert ihn nicht anders als ihr eigen Kind; so wird er im Ansehen groß und stark.

Und jetzt kommt das Aller schlimmste... Schon lange war's ihm im Neste zu enge; als daher die Frau Stiefmutter wieder einmal ausgeflogen, packt er mit seinem kleinen, aber scharfen Schnabel von seinen Brüderlein und Schwesterlein eines um das andere und — wirft sie samt und sonders zum Neste hinaus, daß sie sich Hals und Genick beim Sturze brechen. Wo eines oder das andere noch in der Schale steckt, da hackt und packt und scharrt er so lange, bis auch das Ei über Bord ist, um am Boden jämmerlich zu zerschellen.

Kommt nun die Mutter heim, da sieht sie



Wenn ums Ende des April der Kuckuck zu rufen beginnt — ach, was geht da dem Menschen das Herz auf!

die Bescherung, und erschreckt umflattert sie den Schauplatz des Verbrechens. Der junge Herr von Kuckuck aber lügt sich heraus, als ob Räuber dagewesen wären, und verlangt einfach weiter die Verpflegung, die ihm zukommt.

O, du armes Grasmücklein! Du gequältes Mutterherz! Bei all dem Jammer um die



Und so füttert sie den dicken fremden Jungen weiter auf . . .

verlorene Brut füttert sie den dicken fremden Jungen weiter auf, bis er ganz groß und stark geworden ist. Da reckt und streckt er sich eines Tages, pustet die Backen auf und schreit grell zum Nest hinaus: „Was kostet die Welt?“

Schließlich hockt er sich auf den Rand des Nestes, schlägt die Flügel auseinander — und fort ist er, der junge Herr. Hätte er wenigstens gesagt: „Ich dank' auch schön“ — nein, nicht einmal das . . .

Wenn ihn auch nur eine Grasmücke ausgebrütet hat, ein richtiger Kuckuck ist er doch. Und bald nimmt er sich ein Fräulein Kuckuck aus der Nachbarschaft zur Frau; sie treiben es dann genau so, wie es Vater und Mutter getrieben: „Kuckuck, Kuckuck . . .“

### Ein Glückwunsch.

Um wieviel älter eins von uns Menschenkindern jeweils geworden ist, merkt es am besten an den Verwandlungen ringsumher. Vor kurzem ist der Hinkende wieder einmal drunten in Karlsruhe gewesen, und er hat die Augen weit aufstun müssen über dem ausgebreiteten Wesen der Landeshauptstadt. Wie? hat der Hinkende nicht die badische Residenz noch gekannt, als sie eine stille, schüchterne Beamtenstadt von kaum zwanzigtausend Seelen war, die sozusagen gar keine Geheimnisse voreinander hatten? Hat er nicht selber mitgelacht, wenn im „Erbsprinzen“ ein geschwägiger Reisender den Weg zu Markt brachte: Karlsruhe — das ist die Station, an der man regelmäßig vorüberfährt, wenn man von Heidelberg nach Appenweier reist. Denn von Verkehr war noch nicht viel zu spüren; dem einen fehlten in Karlsruhe Wasser und Gebirg, dem andern hat es zu sehr nach Alken gerochen. Aber das alles war einmal, und der Hinkende ist nicht der einzige, der sich über den Gegensatz der Landeshauptstadt zu ihrer früheren Erscheinung wundern muß. Es ist eine Stadt

der Paläste und Gärten, aber auch der großen Handlungshäuser und Fabriken geworden, und statt 25000 Einwohnern sind es jetzt mehr als fünfmal so viele. Einer, der es wissen muß (denn er sitzt auf dem Rathaus), hat es bei einem Abendschöpplein im „Krokodil“ dem Hinkenden ins Ohr gesagt: „Hinkender, wenn Ihr das Eigentum der Gemeinde mit fünfzig Millionen einschätzt, so trifft Ihr nicht daneben!“ Aber wer sieht die vielen Schulen und Sammlungen dieser Stadt, ohne zu denken: Fürwahr! ihr geistiges Vermögen hält mit dem Wirtschaftsgute gleichen Schritt! . . . Es soll einmal einen Schulmeister gegeben haben, der Gottes Weisheit nicht genug rühmen konnte, weil sie dafür sorgte, daß an jeder großen Stadt auch ein großer Fluß vorbeischieße. Da der liebe Allvater sie im Stiche ließ, was taten die Karlsruher? Sie rückten ihre Stadt zum Wasser, da das Wasser nicht zu ihnen kommen wollte, und erbauten sich wie die Mannheimer einen Rheinhafen, der rund sechs Millionen gekostet hat. Denn das neuere Geschlecht ist ein anderes als seine Altvordern. Die ersten Karlsruher (es waren eigentlich Rheinschwaben und Pfälzer) machten fast einen Anrühr, weil für die Gemeinde eine Feuerspritze angeschafft und eine Umlage von drei Gulden erhoben werden sollte. Die jetzigen bringen jährlich Millionen auf für Verschönerung und Wohnlichmachung ihrer Stadt, für Wohlfahrt, Lebensbegehren und Bildung, und man könnte nicht sagen, daß es dafür in Karlsruhe auch keine Kanzleien mehr gäbe. Sondern sie sind wirklich noch da. Mit dem Gebirg aber haben es die Karlsruher gerade umgekehrt gemacht wie mit dem Wasser: sie haben es zu sich hereingeholt, und gleich hinter dem wunderhübschen Stadtpark wird jetzt die Gegend gebirgig. Lauterberg hat man den künstlichen Hügel gekauft — nach dem Bürgermeister Lauter, der sich wie sein Vorgänger Malsch und sein Nachfolger Schneyler um die Entwicklung der Landeshauptstadt so verdient gemacht hat.

Kürzlich hat der Hinkende vom Lauterberg über das weite Häusermeer geblickt, wie es im Glanz der scheidenden Sonne Feierabend machte — eine erbauliche Übersicht! Sollte man es glauben, daß diese lebendige, geschäftige, volkreiche Stadt eigentlich im Schlaf erfunden worden? Oder ist es ein Märlein, daß die Fächerstadt einem Markgrafentraum ihr Dasein verdankt? Der Hinkende hält sich einfach an die Tatsache, daß die Entwicklung der Landeshauptstadt mit der Grundsteinlegung des Schlosses, also am 17. Juni 1715, seinen Anfang genommen hat, und indem er zweihundertjähriges Wachstum hiermit feierlich an die Sonne stellt, entbietet er besagtem Gemeinwesen ein gutbadisches „Glückauf!“

Ed.

### Auch ein Glück.

Erzählung von Anton Schott.



**U**ber die herbsteich öde Bergheide fluten Licht und Sonnenglast nur so in eitel Strömen, und die Luft über dem ganzen Gebirge und dem weiten, weiten Lande davor ist so rein und durchsichtig wie selten im Jahre. In den kegeligen, schon vom Boden weg dichtbeästeten, krüppeligen und von Wind und Wetter zerzausten Fichten säuselt ein lindes Lüftchen, und im Gedäste zanken ein paar Kehlmeisen und piepsen einige Kotkehlerchen.

Aus den Hängen herauf hallt das Läuten und Klampern der Schellen des Weideviehes, und weit drüben im Tale schnaubt und pufet ein Lastenzug.

Auf dem fahlen Bürstlinggras aber stehen zwei Menschenkinder Hand in Hand und schauen träumend und traumverloren hinaus in die sonnige, lockende Ferne: der Steinwänderfelig, ein angehender, mittelmäßiger Bauer unten in den Gehängen, der seine Schwägerin heiraten soll, weil die Kinderchen gar so arg an ihm hängen, und . . . weil doch der Hof dem durch schier zwei Jahrhunderte angefessenen Stamme erhalten werden soll, und die Alheid, des Feserbinders und Habermannes Dirndl, das wegen der verschiedenen Untugenden seines Vaters vom andern jungen Gevölke geflissentlich gemieden wird. Sie haben den fahlen Bürstlinggras und alles, was dazwischen und darunter wächst, graue Flechten und grünes Moos, halbtblättertes Heidelbeerkraut und armlanges Farnkraut abzumähen zur Viehstreu für den nahenden Winter; aber die Senen liegen auf der Mahd, und sie zwei stehen Hand in Hand und schauen in die sonnige, blaudämmernde Weite.

Wie es gekommen, und wie sie es in ihrer wortkargen Weise herausgebracht, daß sie einander gern sehen und gern haben? Sie wissen es selbst nicht und sinnen auch nicht daran; sie lassen dem in ihren Herzen webenden Glück Platz und Lung, sich zu dehnen und zu breiten, und sie schauen träumend und traumverloren in die Weite.

Vom Tale herauf hallt in langgezogenen Tönen der Klang der Mittagsglocke, und die beiden Hände lösen sich. Ein jedes macht das

Kreuz und richtet übers Beten, wie es Brauch und Sitte ist in der Gegend, und wie sie es ein jedes gewohnt sind von frühester Jugend auf, und mitten im Beten zieht ein Gedanke durch des Steinwänders Sinnen und Glück wie der Schatten einer trüben Wolke: nach welchem Ende soll das zielen? Er soll die Marget, seines verstorbenen Bruders Eheweib heiraten, und er kann schier nicht anders. Daß er dies gerade der Marget wegen täte, sel kann er nicht behaupten und sel ist ihm auch noch nie in den Sinn gekommen, aber ein Gruseln läuft ihm allemal den Rücken hinab, wenn er manchmal daran denkt, daß die Kinderchen, die so an ihm hängen wie . . . wie halt wirklich an einem Vater, einen andern zum Stiefvater bekommen könnten und bekommen würden, wenn er nicht ihre Mutter heiraten wollte, einen vielleicht, der sie nicht leiden könnte, und der sie peinigete, bis sie flügge geworden. Und nachher handelt es sich auch darum, daß der Hof und der Stamm auch fürder beisammen bleiben wie all die lange Zeit her, und . . . daß die Eltern nicht etwa zwei wildfremden Eignern als Leih-tumleute auf der Bank sitzen müssen. Das sind der Gründe genug, die ihn bewegen, sich mit der Schwägerin zu versprechen, und . . . trotzdem hat er die Alheid gern, das arme, verachtete Hascherl, und er kann nichts dafür, kann nichts ändern und sieht kein rechtes Ziel und Ende vor sich.

Nach dem Beten breitet das Dirndl ein weißes Tuch über den fahlen Rasen, stellt eine Schüssel darauf, füllt sie mit saurer Milch und brockt ein. Und dann setzen sie sich zum Essen nieder, das eine an der, das andre an jener Seite. Nicht zehn Worte fallen während des Essens, aber als der Felig den Löffel weglegt und wieder sinnend und träumend in die Weite zu schauen beginnt, meint die Alheid: „Felig, mir scheint, wir hätten es doch nicht sagen sollen.“

„Was?“ fragt der wie vom Traume erwachend.

„Was . . . wir halt vorhin gesagt haben.“

„Gältet' ein Geld.“

„Eh' wohl; aber keines hätte vom andern gewußt und . . . und . . .“

„Meint man.“ Und dies ist wieder für lange seine ganze Rede. . . . Meint man . . . Gesagt wär' es eh wohl nicht, aber es wäre dasselbe. Es ist schier ein volles Jahr aus, seitdem er es weiß, daß er das Dirndl lieber hat als wie sonst jemand, und es ist fast ebenso lange, daß er kennt, daß auch diesem ungefähr so zumute sein müsse. Es ist nichts gesagt und nichts geredet worden, und die Geschichte ist dieselbe gewesen. Es ist halt manchmal so: zu oftmals einem fühlt sich eins vom ersten Augenblicke an wie mit Stricken hingezogen, und ein anderes kann man nicht leiden oder bleibt einem zumindest gleichgültig, wenn es sich noch

so strebte. Ist das so eingerichtet von oben aus, oder ist es . . . ein Werk des Bösen? Ein Werk des Bösen? Es hat einer gesagt, den die ganze Christenheit den Herrn und Meister nennt: Kindlein, liebet einander! Es ist geboten, den Nächsten zu lieben, aber . . . ist es auch erlaubt, ihn mehr zu lieben, als es manchmal unter gewissen Verhältnissen sein darf? Und wohin sollte dies führen: die eine hat er gern, und die andere muß er heiraten . . . muß er.

Schweigend nimmt er die Sense auf und geht wieder an die Arbeit. Das Mähen des Bürstlinggrasens hat den leibhaftigen Plunder gesehen. Die bestgeschärfte Sense gleitet oftmals darüber hin wie über eine spiegelglatte Metallplatte, ohne ein Stämmlein abzuschneiden, und es gehören Uebung, gute Arme und ein guter Wehstein dazu, soll die Mahd eben und sauber werden und der Grund nicht wie mit den Händen gerupft aussehen. Auf diesen Höhen gibt die Natur nicht einmal ein Bürstlingstämmchen ohne Müß' und harte Arbeit. Streich um Streich mäht er dahin, läßt seinem stillen, geheimen Glücke Platz und Raum in seiner Brust und streitet mit seinen Gedanken zweifelnd dawider . . . Wo wird dies noch hinauswollen? Die Margret muß er heiraten und . . . und diese Lieb' wird er halt aus seinem Herzen reißen müssen. Reißen müssen? Ein Büschel Heidelbeerkraut kann einer mit der Hand aus dem Erdboden reißen, ein Bäumlein auch, das vielleicht nochmals so hoch ist wie er, aber . . . eine richtige Liebe mag schon fester halten. Mit dem Ausreißen kann's da seinen Haken haben.



„Was?“ fragte der wie vom Traume erwachend

Und es wird sein müssen. Aber . . . vielleicht ging es nach und nach, vielleicht verlißt das Flämmchen von selbst einmal! Ein Glück wär' es für ihn, und . . . derweilen wird er es mit der Hochzeit halt nicht gar so eilig haben dürfen.

Er seufzt tief auf, wie wenn zwei Steine sich aneinander reiben, und ein uraltes Liedel fällt ihm ein, das er hie und da in losem Uebermüth schon gesungen.

Jetzt hab' ich zwei Schählein,  
Ein alt's und ein neu's;  
Jetzt brauch' ich zwei Herzen,  
Ein falschs' und ein treu's.

Ein Unsinn, dasselbe Liedel. Er braucht keine zwei Herzen; er weiß, was er vor sich hat, und er braucht nur einen festen, eisernen Willen. Sie ist ein Unsinn, diese Lieb', eine Torheit und noch allerhand dergleichen. Wenn des Bruders Kinder nicht wären, nachher . . . könnt' es wieder wie früher sein, daß . . . halt ein Ziel herschauet, aber die läßt er keinem andern zum Peinigen und Quälen. Ein Blendwerk vom Bösen ist das Ganze, und . . . es muß gleich gesagt und ausgeredet werden, daß diese Torheit . . . halt eine Torheit ist.

Als er unten angekommen, wischt er die Sense ab und wegt, und nachher stapft er schwerfällig entlang der Mahd zurück.

Die Altheid ist bis auf halbe Mahd nachgekommen, und er bleibt vor ihr stehen und sucht nach einer passenden Rede.

„Es wird eine Torheit sein,“ druckt er nach einer Weile ungeschlüssig und geschämig heraus.

„Ich . . . weiß es ja eh! . . .“

„Was?“ fragt die Altheid und schaut auf.

„Na . . . was wir halt vorhin gesagt . . . geredet haben miteinander.“

„Ich sag' es ja auch,“ bekräftigt das Dirndl.

„Du mußt die Margret heiraten und . . . und . . .“

„Eh' wie du sagst, und . . . und etwan verwinden wir's bald.“

„Kann auch sein,“ gibt sie zu und mäht ruhig weiter . . . Es kann sein, aber sie glaubt es nicht.

Sie weiß, daß er die Margret heiraten wird, aber . . . bald verwinden? Sie nicht.

Wenn er es kann, ist's nur gut für ihn; sie vermag aller Voraussicht nach nicht so bald fertig zu werden mit ihrem Herzen, trotzdem es wird sein müssen.

Der Felig schaut dem schönen Dirndl ein paar Augenblicke mit sichtlichem Wohlgefallen nach,

nickt ein paarmal vor sich hin und setzt nachher seinen Weg fort . . . Kann auch sein, sagt sie.

Recht wär' es, wenn sie die Sache nicht so ernsthaft nähme; aber wissen tut sie es jetzt, daß ihnen all beiden kein gemeinsames Ziel winkt,

und sie wird sich danach richten müssen. Etwan vergeht und zerfließt diese Liebe auch einmal . . .

recht bald einmal, wie . . . wie halt alles vergeht und sich verflüchtet auf dieser Welt, die einen oftmals an einen Kreuzweg stellt, bei dem er sich nicht auskennt, wie er sich drehen und wenden soll. Soll! . . . Kann, muß da einer schon sagen.

Er fängt wieder zu mähen an und sinnt und

trubelt in seiner Weise vor sich hin und freut sich dazwischen ob des schönen Herbsttages und des stillen, heimlichen Glückes, das sich in seinem Herzen eingenistet. Er macht sich Vorwürfe, daß er von seinen Gedanken etwas verraten, und er freut sich daneben, daß dieses arme Häscherl in seiner Weise auch von ein bißel Glück träumen kann, bis . . . bis dieses halt schwindet und vergeht wie ein sonniger Maientag.

So oft sie aneinander vorbeikommen, reden sie ein paar gleichgültige Worte mitsammen, und eins kennt dem andern an, wie Freud' und Glück in seiner Brust weben und walten, trotzdem kein Ziel vor ihnen ist und kein bißel Hoffen. Wie der schönste Maientag liegt der Spätherbsttag über den Höhen des Gebirges und vor ihnen, und nur dann und wann zieht ein trübes Ahnen durch das Glück wie ein leichter Wolkenschatten über die sonnigen Hänge.

Als die Sonne sich nahe gegen die dunkelbewaldeten Bergrücken niederzusenken beginnt, hören sie mit Mähen auf und rüsten sich zum Heimgehen. Der Felix nimmt die beiden Senfen über die Schulter und die Alheid trägt das Geschirr, und so schreiten sie die Hänge hinab gen den Hof in der Steinwand'. Neuhert selten fällt ein Wort und eine Rede, und ein jedes hängt lediglich seinen Gedanken nach. Es sind stille, wortkarge Leute, die in der Stille und in den Einöden des Gebirges aufwachsen, Loser und Grübler, und sie werden noch stiller und wortkarger, wenn Glück oder Ungemach ihre Gedanken in Zaum und Zügel gefaßt und seiner eigenen Wege führet.

Vor der Wagenschuppe richtet das Knechtel eine Schleife\*) zusammen, und die Dirn holt Futter für das Vieh aus dem Stadel. Die beiden sind Geschwister und heute ihrer Großmutter auf der Leich' gewesen.

„Wird's morgen zum Fahren?“ fragt das Knechtel.

„Ah freilich,“ bescheidet der Felix. Er gilt bei den Ehehalten und bei den Nachbarn schon so viel wie der Bauer, und die Marget, die Schwägerin, verläßt sich auch auf seine Anordnungen und seine Führung der Wirtschaft, und setzt dieses als ganz selbstverständlich voraus. „Was wir heute gemäht haben, kann morgen nachmittag schon heruntergebracht werden. Saft steckt eh' keiner mehr drin in dem Zeug.“

„Ist schon recht; das Fuhrwerk ist alles gerichtet.“

Als abgefüttert ist, geht's zum Essen, und nach diesem fragt die Steinwänderin die Alheid, ob sie auch Zeit und Willen hätte, mitzuhelfen. Man müßte schauen und trachten, daß man die

Streu so bald wie möglich heimbrächte, dieweil um solche Zeit kein rechtes Verlassen mehr wäre auf die Witterung. Ueber Nacht könnte das Wetter umschlagen, und nachher wär' es schon ein bißel zuwider.

Der Felix langt nach seinem Gute und richtet sich zum Heimgehen zu seinen Eltern.



„Morgen,“ vertröstet er und trachtet sich loszumachen.

„Bleib noch ein bißel da!“ bittet ein kaum zwei Fäuste hohes Dirndl und hängt sich an ihn, und ein noch kleineres Bübel kommt ebenfalls angezappelt und stellt sich ihm in den Weg.

„Ich . . . dich . . . nicht . . . fortlassen,“ quetscht es heraus. „Noß . . . Kopf ab . . .“

„Morgen,“ vertröstet er und trachtet sich loszumachen. Wenn diese zwei Knirpschen nicht wären!

„Heute hast es aber eilig!“ tadelt auch die Steinwänderin. „Mücht' wissen, was du noch versäumen könntest!“

„Habe daheim noch ein bißel Arbeit,“ redet er sich aus und schiebt das Bübel zur Seite, aber wie eine Klette hängt sich dieses an ihn.

„Ich dich . . . nicht fortlassen. Du . . . mein . . .“

Da sollt' einer seinen eigenen Weg gehen und seinem eigenen Herzen folgen können! Wenn er daran denkt, daß diese Kinder einmal . . . Ah was! Er muß da zurückstehen, und er muß sich opfern, kommt es ihn nun so an oder so. Die Marget! Wenn es anders wäre, nicht mit einem Auge schaut' er sie an, aber . . . was will einer tun in so einem Falle?

Die schönen, sonnigen\* Tage sind vergangen und entschwinden, und graues, düsteres Gewölke schwebt in den Lüften. Kein Flecklein blauen

\*) Halbwagen. Auf dem zweistöckigen Deichselgestelle liegen zwei mit Schwingen verbundene und mit Leiterhaken versehene Tragbäume, deren rückwärtige Enden auf dem Erdboden nachschleifen. In den Gebirgshängen notwendiges Fahrgerät, wo mit vierstöckigen Wagen nimmer gefahren werden kann.

Himmels lugt durch es hernieder, und kein Sonnenstrahl vermag es zu durchbrechen und über die herbſtlich-öden, trübdämmerigen Fluren zu huiſchen. Die Bergkuppen haben ihre Nebelhauben aufgeſetzt, und ein kalter, verdächtiger Wind plodert und ſauſet durch das kahle Aſtwerk der Bäume.

Es wird Winter werden wollen. Wenn es nicht kälter wird, fängt es zuerſt zu regnen an und geht nachher allmählich ins Schneien über, und wenn es über Nacht kälter wird, gibt es gleich Schnee und Schneegeſtöber.

Und auf der Bergheide oben liegen noch gutding zwei feſte Fuhren Bürſtlingſtreu, die möglichſt trocken in die Schupfe ſollen.

„Heute müſſen wir mit zwei Schleifen hinauf,“ ſagt der Felix, als er des Wetterumſchwunges gewahr wird. „Ich trau’ dem Nachmittage ſchon nimmer.“

„Ja . . . iſt denn mit den Stieren ſchon ſo ſicher zu fahren, daß ſich eins in die Hängen hinauftrauen kann mit ihnen?“ ſtellt die Steinwänderin vor. Die Dinger ſind erſt zur Zeit des Winterkornanbaues in die Egge und nachher in ganz leichten Zug geſpannt worden, und in den Hängen oben müſſen Menſch und Vieh verläſſlich ſein, ſonſt kann es Unheil und Unglück geben.

„Möcht’ wiſſen!“ beruhigt der Felix zuverſichtlich. „Neberdies fahre ich mit ihnen; was könnte denn da fehlgehen?“ Und er rekt ſeine ſehrigen Arme gleichſam zur Erhärtung ſeiner Behauptung vor ſich hin.

So richtet und rüſtet man denn zur Bergfahrt, und ſelbſt ſie, die Steinwänderin, fährt mit, um die Bürſtlingſtreu noch heimzubringen, ehevor es böſes Wetter anfängt.

Ein gut Stück vom Hofe hinauf noch ziehen ſich die Felſer, und bergwärts ſchließen dann die Weiden an, die ſich bis faſt zur Bergheide hinaufziehen. Mit den Ochſengeſpannen geht es recht langſam aufwärts, und deſwegen müſſen die Weiberleute voraus, die noch in Mahden liegende Streu in Tragkörben zu Hauſen ſammentragen, damit gleich aufgeladen werden kann, wenn die Fuhrwerke nachkommen.

Graue Wolkeneſen jagen über die halbdüſtern Hänge- und Höhen hin gleich unheimlichen Geſpenſtern, und von Zeit zu Zeit ſprüht ein ſeines Geſieſer daher, das der gewiſſe Vorbote bevorſtehenden Unwetters iſt.

Heut und vor ein paar Tagen, da der Sonnenschein nur ſo in Strömen über die Höhen und über das ganze Land geſlutet!

Im Herzen der Alheid webt und waltet wohl der Frühling des Lebens mit all ſeiner Kraft und Herrlichkeit, träumt das Glück ſeinen ſchönſten, lauterſten, von keinem Stäubchen getrübbten Märchentraum, und gibt es nichts als eitel Sonnenglaſt und Blumenzier, aber unwillkürlich drängt ſich ihr einmal der Unterſchied zwiſchen den beiden Tagen auf, und ſie bleibt ein Zeitlein ſtehen und ſtiert wie bei hellichem Tage träumend hinaus in die nebeldüſtere Weite.

Heut und vor einigen Tagen . . . Es iſt ihm, dem verachteten und überall zurückgeſetzten Haſcherl, das man ſchon von Jugend auf immer nur Hadernweibel und dergleichen genannt, dem man alle Untugenden ſeines Vaters übelgenommen, und von dem ſich das junge Geburſche ſeiner Verſchloſſenheit und Menſchſcheu wegen geſſentlich ferngehalten, vorgekommen, als wäre ſeine Jugendzeit in lauter Dämmerungsdüſter dahingegangen, und als wäre die Sonne erſt emporgeſtiegen am umwölkten Morgenhimmel, als es gefühlt, daß es den Felix, den Steinwänderbuben, der in abſehbarer Zeit ſelbſt Steinwänder werden ſoll und werden wird, lieber ſieht denn all



„Mit dir iſt's beſſer aus der Weite.“ wundert ſich die Steinwänderin.

die andern Leute . . . Wann ihr dieſe Erkenntnis gekommen und aus welchem Grunde, das weiß ſie heute nimmer und fragt auch nicht danach. Es iſt ſo geworden und ſo gekommen, und das iſt ihr genug. Wie ſie aber all beide vor einigen Tagen auf der freien, ſonnigen Bergeshöhe ſich in kargen, abgeriſſenen Worten geſtanden, was ſie füreinander fühlen, da iſt's ihr geweſen, als bräche plötzlich die Sonne mit all ihrer Kraft und Schönheit durch das Gewölke, hinter dem ſie ſich ſchon lange durch lichten Schein gezeigt, und die ganze, herbſtende Welt wäre der ledige Roſengarten . . . Daß kein Ziel vor dieſem Glücke ſchwebt. Mein! Was fragt eins am ſonnigen Maientage, welchem Abende er zuſtrebte? Sie weiß kein Fleckchen an dieſer ſonnenreinen Liebe, ſie mißgönnt der Steinwänderin nicht ihren Bräutigam, und ſie begehrt ſeiner mit keinem Gedanken. Sie hat den Menſchen nur gern, ungleich lieber als jeden Menſchen auf der weiten, ſchönen Gotteswelt. Und ſie iſt glücklich dabei, ſo unſagbar und unfaßbar glücklich, wie kaum wieder jemand im ganzen, weiten Umkreiſe.

Und trotzdem dämpft der nebeldüſtere Tag dieſe ihre Freude, und ein eigentümlicher Druck legt ſich über ihr Sinnen und Träumen, und

ein leiser Schatten blendet ihr Glück und ihre Freude ab.

Dann packt sie die Tragkörbe wieder voll Hirselingstreu und schleppt sie zum Hausen, und es ist ihr zumute, als hätte sie Kraft genug, das halbe Gebirge aus dem Lager zu heben und hinzutragen, wohin man es haben wollte.

„Mit dir ist's hellauf aus der Weise,“ wundert sich die Steinwänderin. „Nicht kennen und nicht achten, was ein Weiberleut leisten kann und nicht, bis dir einmal ein Schaden geschieht mit deiner . . . deiner Unüberlegtheit.“

Da lacht sie hell auf und reckt ihre walzenrunden, sehnigen Arme. „Bäurin, ich mein', ich vermöcht' mit einem Bären zu raufen.“

„Da wünsch' ich deinem Manne Glück,“ neckt die Dirn. „Aus Lebzelteln darf der nicht sein, will er die Zügel behalten.“

„Mich hat noch keiner, und so braucht man auch noch keinem Glück zu wünschen,“ gegenredet sie und lacht wieder hell auf, und nachher trällert sie ein Liedel vor sich hin und hinaus in das nässende Nebeldüster.

Wo ich geh', wo ich steh',  
Denk' ich allweil an dich,  
Wirst wohl du, wenn ich fortgeh',  
Auch noch denken an mich.

„Wenn die Klarl heiratet, mußt halt du zu uns kommen als Dirn,“ tut die Steinwänderin eine Borrede, damit sich das Dirndl danach richten könne. Wie es heißt, will die Dirn, die Klarl, nach Lichtmess heiraten, und so eine Dirn, wie die Alheid, wär' in jedem Hause zu brauchen. Aber die widerneint schlankweg.

„Zur Tagverkarbeit, wenn Ihr mich braucht, Bäurin, jede Stund', aber . . . als Dirn kann ich nicht zu Euch kommen.“

„Zwegen was denn nachher nicht?“

Sie gibt keine Antwort mehr auf diese Frage. Wen geht der Grund etwas an, der für sie vorhanden? Kommt sie in diesem Hause bleiben, wo . . . der Felix einheiratet wird?

Da schnalzen die zwei Fuhrleute daher, und die Bäurin vergißt, daß sie auf die Frage noch keinen Bescheid bekommen.

Jedes Gespann fährt zu einem Hausen und es geht ans Aufladen.

„Mir scheint, es ist hoch an der Zeit, daß wir die Sach' unters Dach bringen,“ meint der Felix, als er die Schleife zurechtrichtet. „Ich sähle, morgen früh hat es auf den Höhen den ersten Schnee für heuer. Ladet derweilen gut auf! Ich hacke ein paar Gräßlinge\*) ab als Anhänge, sonst verjagt es uns im Hinabfahren.“

„H!“ macht es das Knechtel geringschägig. „Wer sich viel fürchtet, muß viel zittern.“

„Aufmerksam mach' ich dich,“ erinnert der Felix ernst. „Nicht daß es nachher hieße, ich hätte geheimer sein sollen, wenn . . . durch Unacht-

samkeit doch etwas vorkäme. In den Hängen kann einer nicht genug vorsichtig sein, und es darf einer bei der besten Vorjorge alleweil noch dazu seinen vollen Verstand beisammenhalten.“

„Wenn du gerade meinst: ein Anhang . . . Wenn der gut widerhält und hemmt . . .“

„Es dürfen schon ihrer zwei oder gar drei sein.“

„Und die machst du an, Felix!“ rät die Dirn.

„Der Nickel geht noch zu leichtfertig und zu schlampig um in solchen Sachen.“

„Eh' ich selbst.“

Und er nimmt die Hacke und holt sechs weit- und starrkräftige Gräßlinge herbei, je drei für ein Gefährte. Derweilen laden die andern auf, und die Alheid leistet mehr wie das Knechtel. Dem setzt dieses einige Scherzreden und Neckereien, aber es macht sich nichts daraus und strengt sich nicht über Gebühr an. Die Talsfahrt will auch ihren Mann vor sich sehen, wenn es so gefährlich ist, wie der Felix tut.

Das Nebelreisen und Siesern wird immer stärker und stärker, und hie und da mischen sich schon kleine Schneeflöckchen dazwischen. Es ist wirklich höchste Zeit, daß man fertig wird und mit dem Zeug zu Tale kommt.

Der Felix besieht noch einmal die Ketten, mit denen die Anhänge befestigt werden sollen, und als er keinen Schaden daran merkt, macht er die Gräßlinge an und schlingt die Ketten mehrmals um die letzte Schwinge der Schleifen.

Man wird fertig mit dem Aufladen und richtet zur Heimfahrt.

„Du fährst langsam und vorsichtig voraus und gehst beiseibe nicht vor dem Gespann im Wege, wo der abschüssig ist!“ trägt der Felix dem Knechtel auf. „Auf die Dachsen ist eh' ein Verlaß, da brauchst dich nicht zu sorgen. Die kennen die Wege und gehen sicher, aber . . . wenn halt gerad' etwas sein wollte . . . Ich bleibe mit meiner Fuhr' ein Dertel zurück, und die Klarl kann sich am Wegufer neben mir halten, wenn es gerad' einmal fuchsen wollte, und wenn ich sie zu dem oder zu jenem Handgriffe brauchet.“

„Gib fein acht!“ trägt die Steinwänderin auf. „Ich wüßte nicht, was ich anfangen müßte, wenn . . . wenn dir etwas widersahret.“ Daß sie den Menschen übermäßig gern hat, sel könnte sie nicht gerade sagen, aber daß sie unter Tausenden keinen mehr sände, dem die Kinder so zusetzen wären, und der so tüchtig zur Wirtschaft ist, das hebt ihn in ihren Augen turmhoch über all die andern, die sie des Hofes wegen freiten.

„Ich bin doch kein kleiner Bub nimmer,“ beruhigt er und schaut zum Ueberflusse noch einmal an allen Orten und Enden nach.

„Nachtgeben darfst!“ mahnt auch die Alheid und schickt sich an, mit der Steinwänderin der Vorderfuhr nachzugehen. Auf das Knechtel ist weniger Verlaß, und das braucht für alle Fälle ein kräftig Leut um sich.

„Nachtgeben darfst!“ mahnt auch die Alheid

und schickt sich an, mit der Steinwänderin der Vorderfuhr nachzugehen. Auf das Knechtel ist weniger Verlaß, und das braucht für alle

Fälle ein kräftig Leut um sich.

\*) Halbwüchlige, dichtbesetzte Nichtenstämmlchen.

„Ah!“ macht es der Felix wieder, und es tut ihm wohl, daß er aus ihren Augen Sorg' und Kimmern um ihn zu sehen vermeint.

Langsam und vorsichtig fährt das Vordergespann los, und die alten, fast schon aller Wege und deren Gefahren kundigen Ochsen gehen sicher und tadellos dahin. Jedes kleine Kind könnte neben ihnen am Wegufer dahertraben. Die Stiere dagegen befällt sichtliche Scheu, als sie an die gefährlichste Stelle kommen, wo der Weg vor ihnen schier wie ein Hausdach abfällt, und sie springen hin und her und streben aus dem Joch zu kommen.

„Na, na!“ beruhigt sie der Felix. „Nur keine Schnacksen machen! Hinunter müssen wir und mit Widerstreben geht es nicht. Also: schön geschickt sein und keine dummen Tänze machen!“

Die zwei Vieher jedoch geben nichts um's Zureden und fahren wie närrisch herum, rechts und links, vor und zurück, und einmal erwischen sie all zwei den gleichen Stoß nach vorne. Mit jähem Rucke ziehen sie los, und . . . zu gleicher Zeit springt mit schrillum Gekirre die Kette ab, die die hemmenden Anhänge hält.

„Aus ist's!“ kreischt die Klarl hell auf, aber der Felix hat keine Zeit mehr zur Gegenrede. Mit einem Satz springt er vor die Vieher in den Weg und versucht mit all seiner Kraft, sich wider die Deichsel und das in Gang gekommene Fuhrwerk zu stemmen, ehe es noch zum Stillstande zu bringen, ehe es vollends zu spät ist. Aber es gelingt ihm nimmer; er findet nicht einmal mehr Zeit, wieder aus dem Wege zu springen, sich zu retten, und Fuhr und Stiere ihrem Schicksale zu überlassen. Krampfhaft hält er sich an die Deichsel und trachtet, nicht zu straucheln, um nicht zu fallen und unter das Gespann zu kommen. Glührot beginnen Weg und Hänge vor ihm durch das Nebeldüster zu leuchten, und nur ein einziger Gedanke zieht wie ein rollendes, in die grundlosen Tiefen polterndes Felsstrumm durch seinen Kopf: Herrgott, hilf!

Die Steinwänderin und die Alheid haben der Klarl Schrei gehört und sehen im Umschauen das dräuende Unglück. Der Felix und das Gespann sind hin, und es gibt kein Abwenden nimmer.

Die Steinwänderin wird vor hellem Schrecken kreidebleich bis in den Mund hinein, und kein Laut findet den Weg aus ihrer Brust . . . Herrgott, hilf!

Der Alheid ist's, als stieße ihr im Augenblicke jemand ein ellenlanges Messer mitten ins Herz . . . Ihre Lieb' und ihr Glück! . . . Aber wie retten?

Es gibt Augenblicke, wo eins von hundert Gedanken nicht einen einzigen herausgreifen und wahrnehmen kann, und es gibt deren, wo bei jedem Pulschlage tausend Gedanken nur so blitzschnell durchs Hirn huschen, und wo deren

jeder sich so haarscharf und deutlich der Wahrnehmung aufdrängt wie ein gutes Lichtbild.

Wie retten? . . . Und er muß gerettet werden, er darf nicht umkommen. An seiner Leiche müßte ihr Herz in Stücke springen. Sie hat ihn zu gern, und sie hat ihn vielleicht noch nie so gern gehabt wie in dem Augenblicke, wo er . . . dem sicheren Tod entgegengetrieben wird. Er darf nicht umkommen, er . . . er hat eine Braut, die Kinder und den Hof, und er ist ihre Freud', ihr alles auf dieser Welt . . . Sich dem Gefährt entgegenstemmen und es mit ihrer Kraft und Stärke aufhalten und zum Stillstande bringen wollen? . . . Bahnvieh! Zehn, zwanzig Männer halten es nicht auf in dieser grauslichen Hänge. Wie aber? . . . Und sie muß ihn retten oder mit ihm sterben. Sein Tod riße die Sonne von ihrem Himmel, und . . . die leuchtet gerade jetzt hundertmal heller denn je . . . Ja, sie rettet ihn oder stirbt mit ihm in ein und demselben



Die Steinwänderin wird vor hellem Schrecken kreidebleich.

Augenblicke, und all beider Seelen schweben mit-sammen zum Himmel. Eine Lieb' ist der andern wert, und ihr Glück ist mit dem Tode nicht zu teuer bezahlt. Sie rettet ihn . . . Aber wie . . . Richtig . . . wenn es ginge! Er kann nicht mehr auspringen; wenn sie ihn jäh aus dem Wege stieße und selbst nachkollerte! Es müßte gelingen . . . es muß gelingen. Gen die Hang-seite? Nein, hinaufzu fallen sie nicht, sie müssen talwärts fallen, um nicht unter das Gefährt zu kollern . . . Es muß gelingen . . . in Gottes Namen!

Mit einem Satz springt sie über den Weg und stellt sich bereit. Jede Fledse in ihrem Körper spannt sich wie eine Stahlsehne, und ihre Augen haften nur an dem von dem Ge-

fährte und dem Unheile dahergetriebenen Felix... Es muß gelingen, ihr schönes, sonniges Glück zu retten.

Rasselnd und polternd kommt das Gefährt heran. — Jetzt... jetzt... in Gottes Namen!

Wie ein losgeschossener Pfeil schnellst sie in den Weg, und im selben Augenblicke taumelt und fällt der Felix auf das talseitige Wegufer hinaus; über sie jedoch gehen Gespann und Räder. Die auf dem holprigen und steinigigen Wege streifenden Bäume der Schleife schieben und quetschen sie mit sich fort als Hemmnis, bis das Gefährt zum Stillstehen kommt.

Als sich alle von dem starren, lähmenden Schrecken erholt, zieht man sie mit aller Mühe hervor. Der starke, kraftstrotzende Körper ist fast zur unförmlichen Masse zerquetscht und zertrümmert, und vom Kopfe hängen Haut und Haare; doch das schöne Gesicht ist in einem seligen Lächeln erstarrt, der letzten Spur eines mächtigen, wasserreinen Glückes.

Aus der Brust des Felix zwängt sich ein Laut, wie wenn ein Felsen bricht und springt.

„Mein Gott! Felix! Wenn jetzt du so daliegest!“ jammert die Steinwänderin und schüttelt sich in hellem Schreck und Schauer.

„Mir... mir wär' es lieber,“ preßt er hart heraus, und dann wendet er sich, schaut die Hänge hinan, wo ihn der Tod heruntergejagt, dem sie ihn aus den Krallen gerissen, und zur Bergheide hinauf, wo... Im goldigen Herbstsonnenscheine ist dort oben ein Glück aufgegangen, und... in Dämmer des Nebeltages ist es wieder zerstorben... wie... ein schöner Traum halt. Für sie hat der Traum in wahrhaftem Glücke geendet und... er?... Halt auch ein Glück... auch ein Glück, das ihm erblüht wie ein Blümlein in der Maiensonne, und das wieder verwelket im Dämmer des Herbsttages. Und... Herr, vergelt ihr's in deinem Reiche! Vergelt ihr's...!

in sechs Wochen zu Ende sein können, nachdem Napoleon gefangen worden. Aber nein, die Franzosen mußten den Krieg fortsetzen, ganz unnötig fortsetzen, konnten sie sich doch sagen, daß dabei nichts Besseres für sie herauskommen würde. Aber sie wollten Paris nicht geben. Da hinein waren die französischen Truppen retiriert, soweit solche noch da waren. Wälle hatten sie ringsum aufgeworfen und die vielen Forts um die Stadt herum mit allerhöchsten Geschützen bestückt. Nun sollten sie kommen, die Preussens!

Lange ließen diese wahrlich nicht auf sich warten; sie waren rascher da, als den Parisern lieb war, schon Mitte September meldeten sie sich, und im Umsehen war die ganze Stadt, so groß sie auch war, mit allen ihren Vororten, Landhäusern und Schlössern fest umschlossen. Geradezu verriegelt war sie. Es war, als hätte Molke eine mächtig große Drahthaube genommen und sie über das ganze weite Paris gestülpt. Nur die Luft konnte er ihnen nicht nehmen, den Parisern, und davon machten sie auch reichlich Gebrauch, indem sie — prahlerisch wie sie einmal sind — ins Blaue hinein gewaltige Reden hielten, schimpften und wetterten; den Preussens wollten sie es jetzt, wo sie so nahe bei ihnen, einmal zeigen; zu Grund und Boden würde alles geschmettert werden; kein einziger Mann sollte mehr heimkommen... ja, so sprach die Maus aus ihrem Mauselloch heraus, aus dem sie nimmermehr herauskonnte...

Einer, der dabei besonders schöne und gewaltige Worte in den Mund nahm, war der General Ducrot. Es hätte ihm eigentlich vergehen sollen. War er doch schon einmal von den Preußen gefangengenommen worden, in Metz nämlich; war dann nach Deutschland gebracht worden, hatte es aber fertig bekommen, hier zu entweichen, um in Paris wieder aufzutauchen, just bevor die Deutschen hier das letzte Türlein zumachten.

Er aber tat nun so, als ob es nur auf ihn allein ankäme, daß all die fremden Truppen im Umsehen zu Hackebrei geschlagen würden; man sollte ihm nur einmal das Kommando übertragen; da würde man etwas erleben! — womit er übrigens ganz recht hatte, denn die Pariser erlebten mit ihm etwas, nur etwas ganz anderes, als sie sich gedacht. —

Ducrot bekam wirklich das verlangte Kommando, und am frühen Morgen des 30. November zog er mit einer ganzen Armee Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Sappeuren aus, zusammen 150 000 Mann; und man kann es nicht anders sagen: die französischen Soldaten gingen frohen Mutes, ebenso kühn als geschickt, drauflos. Auch war die Stelle, wo sie ihren Angriff ansetzten, mit gutem Vorbedacht ausgesucht worden; es war dies im Osten der Stadt, bei

### Die beiden Brüder.

Eine wahre Begebenheit und Erinnerung an große Zeit.

Von Franz W o a s - Wiesbaden.



Das war ein harter Winter, der von 1870 auf 71, hart für die, so daheim saßen, aber noch härter für die vielen deutschen Soldaten, die fern von der Heimat in Frankreich waren. Nun dauerte der Feldzug doch schon monatelang und hätte von Rechts wegen

Champigny und Billiers, wo damals die Linien der Belagerer etwas dünn besetzt waren. Vornehmlich Württemberger standen hier, und es mag wohl sein, daß Monsieur Ducrot gerade denen nicht viel zutraute; ja, ganz im stillen meinte er vielleicht, am Ende gingen sie gar zu ihm über, wenn er ihnen nur gut zuredete...

Da kam er aber schön an in jeder Beziehung. Es ist wahr, das Korps der Württemberger war hier schwach, viel zu schwach gegenüber



Mit freundlichem Blick sah der Einjährige zu dem Fähnrich auf.

dem mächtigen Angriff, aber es erwehrte sich trotzdem des Gegners. Nur gab es ein gewaltiges, atemloses, blutiges Ringen, wo der Schwache unter den Fängen des Starken schier zu unterliegen drohte. Das waren zwei heiße Tage für das württembergische Infanterieregiment Königin Olga und für die Jägerbataillone, der 30. November und der 2. Dezember. Am ersten dieser beiden Tage waren die Franzosen, dank ihrer Uebermacht, wohl ein ansehnliches Stück vorangekommen; aber durchgebrochen waren sie doch nicht. Tags darauf hielten beide Gegner erschöpft inne; am folgenden Tage aber begann das Ringen von neuem und schlimmer als vorher.

Die Franzosen hielten Champigny, Bry und Billiers stark besetzt; die Württemberger waren ihnen nahe auf den Leib gerückt; das Schießen ging hin und her. Da kam der Befehl an das Regiment Königin Olga und an die Jägerbataillone vorzugehen; Champigny, Bry und Billiers sollten genommen werden.

Das 2. Jägerbataillon hatte sich Billiers

gegenüber prächtig eingemistet gehabt; jede Kugel aus der Jägerbüchse traf, wo sie sollte. Zwischen dem Bataillon und dem Feinde lag ein Gehöft, eines, wie es davon so viele um Paris herum gibt; nicht gerade groß, aber mit schönem stattlichen Herrenhaus, vielen Stallungen, Dienerswohnungen und Treibhäusern; ein ansehnlicher Park mit hohen Bäumen und tiefem Gebüsch umgab das Gehöft. Wie ein Zauberschloß lag es da, still und friedlich, als schliefe Dornröschen darin, und als ginge es dieses gar nichts an, was ringsherum so Schreckliches vor sich ging.

Im Schützengraben, in dem die Jäger lagen, war bis dahin alles seinen Gang gegangen, nicht anders als daheim auf dem Grerzierplatze. In voller Ruhe knieten die Jäger hart bei einander hinter der Böschung und gaben bedachtjam ihre Schüsse im langsamen Schützenfeuer ab. Hinter ihnen hielten sich die Offiziere, um mit dem Fernglas in der Hand die Wirkung des Feuers zu beobachten.

Bei der 3. Kompagnie des 2. Bataillons gab es aber außer dem Hauptmann keinen Offizier mehr; am Tage zuvor waren sie alle abgeschossen worden; hier waren der alte graubärtige Feldwebel und ein Fähnrich an deren Stelle getreten. Ach, was für ein junges Blut, dieser Fähnrich, kaum 18 Jahre alt! Aber furchtlos und aufrecht stand er da — ganz wie ein Alter. Unter dem Schirm des Käppis bligten die großen Augen hervor, und eher gespannt, neugierig, ja lustig schauten sie in das weite Feld hinaus, als besorgt und ängstlich.

Der Fähnrich stand gerade hinter einem Einjährig-Freiwilligen, der für einen Augenblick, als er eben einen Schuß abgegeben, sich zu ihm umwandte. Mit freundlichem Blick sah der Einjährige zu dem Fähnrich auf; er grüßte ihn mit den Augen, aber sagen tat er nichts.

Da ging über das Gesicht des Fähnrichs, das eben noch so ernst und streng soldatisch geblickt hatte, ein helles Leuchten; jetzt brach da die Jugend von 18 Jahren durch, und von den vollen roten Lippen des Fähnrichs, um die noch kein Bart sproßte, kam ganz leise das Wort: „Grüß!“

Gleich darauf aber legte sich daselbe Gesicht wieder in die alten strengen Falten. Der junge Krieger hob den Degen und wies damit über die Erdschollen hinweg in das Tal hinunter und auf das Gehöft vor ihnen.

„Schloß La Lande,“ sagte er, und er sagte es in einer bedeutungsvollen Weise, ganz als ob sie alle hier damit noch sehr ernsthaft zu tun bekommen würden. Der Einjährige und alle andern Jäger, die in der Nähe knieten, hoben die Köpfe ein wenig über die Böschung und schauten nach dem Schlosse aus. Dieses aber lag nach wie vor in aller Ruhe da, als schliefe es weiter und als ginge es alles Schießen

ad Reden und Schauen wirklich nicht das Mindeste an.

Und da kam der Befehl: „Vor!“

Im Nu war der Fähnrich hinter dem Graben vor. Hurtle sprang er voraus, schwang hoch den Degen und rief: „Auf!“ — Der ganze Zug folgte, auch die andern Züge waren aus den Gräben geklettert; das ganze Bataillon ging vor, immer auf Villiers zu.

Von daher kam anfangs starkes Gewehrfeuer, auch die beiden Forts rechts und links, Fort de Villiers und Fort de Champigny, warfen ihre Granaten herüber. Sie und da fiel einer vorgehenden Jäger, aber die Reihe schloß sich lautlos wieder, unaufhaltsam ging die ganze Linie vor.

„Schloß La Lande!“

rief der Hauptmann

laut vom Pferde her-

unter und wies mit dem

Säbel nach vorwärts,

um damit die Richtung

für das Vorgehen der

Kompagnie anzugeben.

Es handelte sich also

wirklich um das Schloß

da unten. Noch immer

aber lag das Geschöß wie

ausgestorben. Keine

zweihundert Schritt

mehr waren es bis da-

hin. Von Villiers her

war es mit einem Male

sonderbar still geworden.

Nicht ein Schuß fiel von

dorthier; auch die beiden

Fort's schwiegen.

Was soll das bedeu-

ten? Verwundert schau-

ten die Jäger drein. Da

plötzlich — eine Salve!

Ein Drittel von ihnen

stürzt.

Laut schreit der Hauptmann auf: „Schwere-

not! Das Schloß ist ja besetzt!“

Und richtig liegt das Schloß jetzt von weißem

Pulverrauch umgeben da, und über die niedrigen

Manern lugen die Köpfe unzähliger Franzosen.

„Das ist ja ein ganzes Bataillon!“ schreit

der Hauptmann entsetzt weiter und fuchtelt ganz

außer sich mit dem Säbel durch die Luft.

„Wollt ihr wohl nieder! Nieder! Leute!

Schmeißt euch hin!“

Aber die Leute sind so verdutzt; keiner ge-

horcht. Auch der Fähnrich nicht und der Feld-

webel nicht. Der Fähnrich erst recht nicht.

Er ist wohl an zwanzig Schritt vornweg, hält

den Arm noch immer hoch in die Luft gestreckt,

zeigt mit der Degenspitze nach vorn — immer

noch auf das verwünschte Schloß La Lande zu.

Da kommt es auch über den Hauptmann. Er schmeißt sein Pferd wieder herum und schwingt seinen Säbel. Er bringt das Kommando nicht heraus; das ist aber auch nicht nötig; die Kompagnie weiß schon, und im Sturm geht es jetzt vorwärts: „Hurra, hurra!“ immer auf das Schloß zu . . . der Zauber wird doch zu brechen sein! —

Das Schloß ist genommen worden, das Bataillon Franzosen, das im Hinterhalt gelegen, hat es räumen müssen; nur hat das schwere Mühe gekostet — und Menschen, viele Menschen . . . Von Baum zu Baum mußte der Park genommen werden, erst der Park, dann das Geschöß, immer von einem Bau zum andern, und zuletzt das Schloß selbst — Raum für Raum. Es wurde Abend, es wurde Nacht darüber, bis der letzte Franzose vertrieben war. Dann setzte sich die 3. Kompagnie Jäger darin fest.

Die 3. Kompagnie?

Ja, wenn das noch eine

Kompagnie war! Keine

fünfundzig Mann fanden

sich schließlich heil bei-

sammen. Alle andern

lagen draußen verstreut

auf dem Felde, im Park,

in dem Geschöß; aber

die Deutschen, hatten sie

auch Villiers, Bry und

Champigny nicht ge-

nommen, so hatten sie

sich doch dicht davor be-

hauptet und festgesetzt.

So gingen jetzt die Kran-

kenträger von Ort zu

Ort und taten ihr bit-

teres Nachwerk. Die

Toten wurden draußen

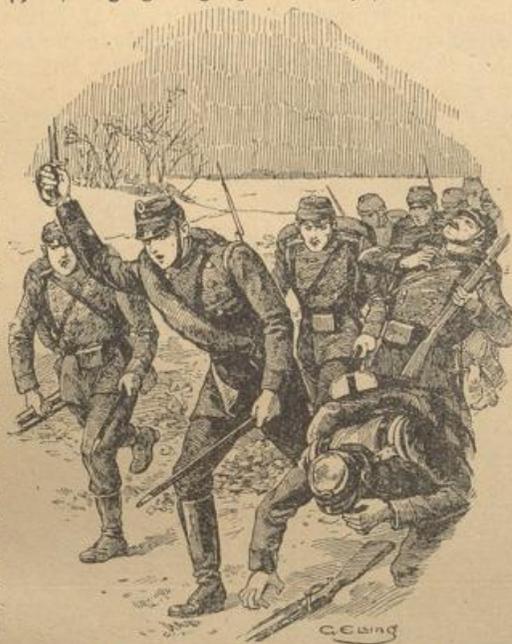
bestattet. Im Schlosse von La Lande aber fanden sich nach und nach die Verwundeten zusammen.

Hauptmann und Feldwebel, welche beide mit ganz leichten Wunden davongekommen waren, standen unter dem Schloßportale und sahen die Leute einer nach dem andern ankommen.

„Feldwebel, wo bleibt unser Fähnrich, Graf Taube?“ Ganz rauh kam das bei dem Hauptmann heraus, wie von Angst und Sorge.

Der Feldwebel zuckte zur Erwiderung nur stumm mit den Schultern; die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Endlich brachte er beinahe unverständlich heraus: „Sie müssen abgekomen sein. Wir haben den ganzen Park schon durchsucht und sie nicht gefunden. Unter den Toten sind sie nicht.“

Der Hauptmann sah den Feldwebel verwundert an.



Und im Sturm geht es jetzt vorwärts: „Hurra, hurra!“

„Wen meinen Sie mit sie?“ fragte er.  
 „Den Herrn Grafen und seinen Bruder,“  
 war die Antwort, „den Kriegsfreiwilligen.“

Da erst fiel dem Hauptmann bei, daß ja zwei  
 Grafen Taube in seiner Kompagnie standen,  
 der Einjährige Graf Erich von Taube und der  
 Fähnrich Graf Axel von Taube.

„Um des Himmels willen,“ rief er, „gleich Later-  
 nen genommen! Noch einmal ausgerückt! Die bei-  
 den müssen gefunden werden — tot oder lebendig.“

Vor seinen Augen stieg sofort das Bild der  
 Eltern dieser beiden auf: der Oberhofmeister  
 des Königs, Wirkliche Geheime Rat Graf  
 Taube, in seiner vollendet höflichen und dabei  
 herzlichen Art, sowie die Gräfin Taube in ihrer  
 bestrickenden, herzzgewinnenden Liebenswürdig-  
 keit. Wehe ihm, dem Hauptmann, wenn er einst  
 heimkehrte und dann diesem edlen Paare nichts  
 darüber zu sagen wußte, was aus den beiden  
 Söhnen geworden! — Kaum daß er flüchtig danach  
 gesehen, wie sein Pferd untergekommen, war er  
 voller Unruhe seinen Leuten nachgegangen.

Noch einmal wurde mit Bedacht der ganze  
 weite Park durchsucht; endlich fand man sie beide,  
 einen beim andern, in einer abgelegenen Ecke des  
 Parkes, dicht an der Mauer, die hier in der  
 Richtung nach Williers zu lag. Offenbar waren  
 sie im vollen Eifer den abziehenden Franzosen  
 unmittelbar auf dem Fuße gefolgt, und hier,  
 ganz zum Schluß, hatte sie das Schicksal ereilt.

Beide lebten noch. Graf Erich, der Ein-  
 jährige, lag am Boden mit dem Kopfe im  
 Schoße des jüngeren Bruders ruhend, der sich  
 mit dem Oberkörper wider den Stamm einer  
 Tanne gelehnt hatte, um sich so besser halten  
 zu können. Beide waren schwer verwundet,  
 am schwersten der jüngere, der Fähnrich, der  
 zwei Schüsse bekommen hatte, einen in die  
 Seite und einen in den Hals.

Der Einjährige war noch bei Bewußtsein,  
 und trotz seiner schweren Brustwunde vermochte  
 er noch zu reden; aber abgerissen und undeutlich  
 und doch in sichtlicher Besorgnis und Angst  
 kamen ihm die Worte über die blaßblauen,  
 verzerrten Lippen: „Tragt den Kleinen zuerst  
 weg, er hat's nötiger als ich.“

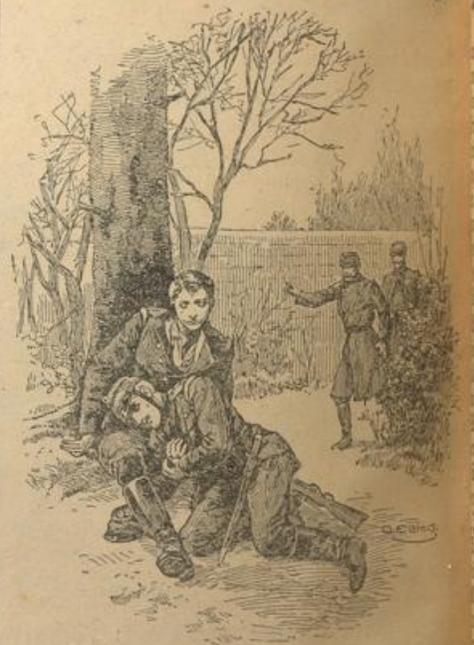
Man konnte sie aber beide zugleich wegtragen  
 und bettete sie dann in einem der großen Säle  
 des Palastes, der in aller Eile zu einem Lazarett  
 hergerichtet worden war.

Der junge Fähnrich kam nicht mehr zum  
 Reden; aber der ältere Bruder vermochte noch,  
 wenn auch mit stockender Stimme, etwas davon  
 zu sagen, wie alles vor sich gegangen war: Sie  
 hatten tatsächlich beide zusammen die abziehen-  
 den Franzosen verfolgt und nicht eher geruht,  
 als bis die letzte rote Hofe über die Parkmauer  
 hinüber war. Da waren von drüben her noch  
 ein paar Schüsse gefallen. Erich bekam einen  
 Schuß mitten in die Brust und fiel, sein Bruder

beugte sich zu ihm nieder, barg den Kopf des  
 Verwundeten auf seinen Knien und küßte ihn  
 auf die Stirn, als auch er kurz hintereinander  
 zwei Schüsse erhielt.

Aufs tiefste erschüttert vernahm das der  
 Hauptmann. Ihm, der sonst immer so dien-  
 lich rauh war, rannen die Tränen über die  
 Wangen; aber einen Trost hatte er jetzt; konnte  
 er nun doch, wenn er einmal heimkommen  
 sollte, den alten Eltern der beiden Gefallenen  
 erzählen, wie schön, wie tapfer und edel sich das  
 Brüderpaar vor dem Feinde benommen.

Graf Axel erlebte den folgenden Tag nicht  
 mehr; seine Verwundung war zu schwer ge-  
 wesen. Graf Erich kämpfte mit all der Jugend-  
 kraft seiner 21 Jahre noch einen vollen Tag  
 und eine volle Nacht um das Leben; dann  
 es war der 4. Dezember und ein Sonntag



Endlich fand man sie beide in einer abgelegenen Ecke des Parkes.

neigte auch er sein junges heldenhaftes Haupt  
 zum ewigen Schlummer.

Die Leichen wurden alsbald nach Stuttgart ge-  
 bracht und am 10. Dezember dort zur Ruhe bestattet.

Kein Geringerer als Karl Gerol, damals Ober-  
 hofprediger in Stuttgart, hielt den Brüdern die  
 Grabrede, hatte er sie doch vor Jahren eingesegnet:

Er hatte seiner Rede die Worte unterlegt:  
 „Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder  
 einträchtig beieinander wohnen . . .“

Niemals war dies schöne Wort besser angewandt  
 als auf dieses edle Helden- und Brüderpaar.